



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1928

8 (1928)

Hersißmeinnicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 8

August 1928

46. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	M.	2.—	Italien	Lire	10.—
Einzelbezug	M.	2.40	Österreich	Schilling	3.30
Schweiz	Fr.	3.—	Einzelbezug		4.—
Elsaß	Fr.	15.—	Jugoslawien	Dinar	35.—
Belgien	Belga	4.—	Ungarn	Pengo	2.80
Tschechoslowakei	Kc.	20.—	Rumänien	Lei	93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Missions-Laienbrüder

An Laienbrüdern haben wir Mariannhiller Missionare großen, empfindlichen Mangel. Und doch ist das Werk der Heidenmissionen, in der Heimat wie in den Zonen fremder Länder ein dankbares Arbeitsfeld zur apostolischen Betätigung und Arbeit für das Heil fremder wie auch der eigenen Seele. Gibt es denn so wenig opferfreudige Handwerker Arbeiter, und Landwirte, die ihre erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten einer so heiligen und von Christus so sehr ans Herz gelegten Sache widmen wollen. Wer Vater, Mutter Acker, Haus, und Hof um meinetwillen verläßt wird Hundertfältiges erlangen und das ewige Leben.

Anfragen um Aufnahme richte man an:

Hochw. P. Provinzial,

St. Joseph, Reimlingen, (Bayr.-Schwaben)

Ordensnachrichten

Mariannhill: Einen herben Verlust erlitt die Missionsstation Lourdes durch das Ableben des Ehrw. Bruder Gottfried. Vierzig Jahre lang arbeitete er im Dienste der Mission, ein wackerer Ordensmann und lieber Mitbruder. Er verbrachte diese ganze Zeit fast ganz in Lourdes zu, wo er als Schuhmachermeister und Sattlermeister ungezählte schwarze Buben in diese Handwerke einführte und einlernte. In den letzten Lebensjahren richtete er trotz seiner Mühen noch eine Gerberei ein. Ein Beispiel für seine Mitbrüder, erfüllt von Missionseifer gab er betrauert von der Klostergemeinde und den eingeborenen Christen voll Zuversicht seine Seele dem Herrn zurück. Er ruhe in Frieden.

Weiter traf die Kunde ein vom Ableben eines Missionsveteranen, des guten Br. Oliver (Michael) Stelzer R. M. M. gebürtig aus Unterdietsfurt, Niederbayern. Er war Tischler und hat hierin, besonders bei Missionskirchenbauten der Mission große Dienste geleistet. Geboren am 29. Dezember 1854 traf er am 20. Dezember 1889 in den Orden ein, erhielt am 16. Januar 1890 das hl. Kleid und legte am 2. Februar 1892 seine ersten und am 21. Juni 1895 seine ewigen Gelübde ab. Möge seinem arbeitsreichen Leben der himmlische Lohn zuteil geworden sein.

Reichenau (Südafrika) Ein seltenes

Fest feierte in diesem Jahr die Klostergemeinde: den achtzigsten Geburtstag des Hochw. P. Arsenius R. M. M., der vor 42 Jahren die Mission in Reichenau eröffnete (1886). Reichenau ist die älteste Tochter Mariannhills. Wir wünschen dem Veteran und Missionspionier, der sich noch einer seltenen Rüstigkeit erfreut, noch einen sonnig heiteren Lebensabend inmitten seiner lb. Mitbrüder und eingeborenen Gemeinde.

Würzburg: Das Mariannhiller Studienseminar für die Philosophie und Theologiestudierenden geht nun langsam seiner Vollendung entgegen. Es bleibt aber noch vieles einzurichten. Die Kleriker haben ihr Seminar bereits bezogen über vierzig an der Zahl. Ein Notaltar wurde in der Krypta errichtet, wo die Gemeinde der hl. Messe beistimmt und ihre geistlichen Übungen abhält. Die Kirche selbst zeigt eine stille Erhabenheit, welche durch die eigenartige einfache Beleuchtung wohlgefällt. Das ganze Haus zeigt die einfachsten Linien — klösterliche Ruhe und eigenartige Atmosphäre, welche sofort den Eintretenden gefangen nehmen. An Sorgen und Entbehrungen dagegen mangelt es der Vorstehung und den Einwohnern nicht und wir bitten immer wieder um gütige materielle Anteilnahme an diesem Werke, das einem wahrhaft edlen Zwecke dient.

Briefkasten

Briefmarken: Die Missionsvertretungen bitten, die Briefmarken, welche unsere Leser einsenden, nicht ablösen zu wollen, sondern dieselben mit einem breiteren Rand der Unterlage, worauf sie geklebt sind zu belassen und dann zu schicken. Briefmarken, Staniol usw. sind stets willkommen.

An mehrere „Tschaka“ Interessenten. Das außerordentlich spannende Buch ist vollständig vergriffen. erfährt aber in Kürze eine Neuauflage. In Vorbereitung ist ein weiterer Band. Photographien Tschakas sind leider nicht erhältlich, da es in seinen Zeiten mit dem Photographieren noch recht primitiv zugeht. Es gibt Gemälde und zeitgenössische Bilder, von

denen wir versuchen werden einige zu gelegener Zeit zu bringen.

Stifter: Als „Stifter“ des neuen Missionsseminars in Würzburg werden solche ebenfalls in das „Gründer- oder Stifterbuch“ eingetragen, welche wenigstens 50 Mark einmalig gespendet haben zur Errichtung bzw. Einrichtung dieses Seminars.

Die Anschrift des Mariannhiller Missionspriesterseminars ist folgende:

Mariannhiller Bius-Seminar, Würzburg, Mönchberg, Ufr.

Die Adresse für Vertretung und Redaktion ist dieselbe geblieben: Würzburg, Pleicher Ring 3, Ufr.

Aus Welt und Kirche

Eucharistischer Kongress in Sydney. Australische Blätter erfahren aus Rom, daß am Eucharistischen Kongress teilnehmen werden: Der General der Karmeliter und der Augustiner, der Kardinal-Erzbischof von Paris, der Abt des Maronitenklosters in Rom als Stellvertreter der Kirche des Ostens, mehrere Bischöfe von Irland, der Erzbischof von Colombo auf Ceylon, der eine Abordnung von indischen Bischöfen und Priestern führen wird, der Erzbischof von Manila, der eine Abordnung von den Philippinen mitbringt, eine große Zahl von Laien aus Italien und Frankreich, der Erzbischof von Tokio, der Bischof von Nagasaki, der erste einheimische Bischof von Japan, Mgr. Lepicier, der apostolische Visitator von Indien und Afrika, eine hinreichende Persönlichkeit, die schon von den Kongressen in Montreal und Chicago her bekannt ist, die Erzbischöfe von Portsmouth und Southwark in England, Dr. Hoban von Chicago, der Kardinal-Erzbischof von Philadelphia, der Erzbischof von San Francisco, der Bischof von Los Angeles, ein Pilgerzug von Wien und Mailand, der berühmte Sozialloge Dr. Ryn von der Katholischen Universität in Washington, die in Australien äußerst populären Jesuiten P. Martindale und P. Rnoz, P. Boubee S. J., der Direktor des Gebetsapostolates, P. Barbera S. J., der Herausgeber der „Civiltà Cattolica“.

Prozessionsweg. Die ursprüngliche Stadt Sydney ragt in dem weit in westlicher Richtung sich ins Land erstreckenden, an Buchten und Landzungen reichen Meeresarm Port Jackson von Süden her etwa in der Mitte einer breiten, vorne nach dreieckigen Halbinsel weit nach Norden ins Meer hinein, deren Mittelstück durch den riesigen Botanischen Garten ausgefüllt ist, an den sich im Hintergrunde noch der Hydeparke anschließt. Zwischen den beiden Flächen steht ganz frei die Marienkathedrale, das Wahrzeichen Australiens. Die Westseite der Halbinsel ist mit Gebäuden besetzt. Die Prozession beginnt am Nordende der Halbinsel an der Bucht zwischen dem ersten und zweiten Jacken, wendet sich gleich dem Botanischen Garten zu und geht die lange Macquariestraße am Ende des Gartens hinauf, vorüber am Parlament, führt dann in die Elisabethstraße, die sich am Rande des Hydeparke hinzieht, durchquert hierauf den Park in der Parkstraße und geht die

College Street herab zur Marienkathedrale, wo sie endet. Dort wird von einer Estrade vor dem Westportal der sakramentale Segen gegeben. Dieser Platz ist sehr gut gewählt, denn die Prozession hat eben einen großen Kreisweg mit einem Radius von etwa 150 Metern hinter sich, so daß die lange Reihe der Teilnehmer sich leicht zum Segen durch die Wege des Hydeparke sammeln kann. Die Länge des Prozessionsweges beträgt zwei Kilometer. Dies ist aber nur die sogenannte Sydney-Prozession. Eine zweite, die Manly-Prozession, bricht schon anderthalb Stunden früher von der 7 Kilometer entfernten Vorstadt Manly am North Harbour auf und kommt zu Schiff an die Bucht Sydney Cove, der einstigen Verbrecherkolonie, wo sie der Sydney-Prozession sich anschließt. Die Altstadt Sydney ist nämlich nur ein verschwindend kleiner Teil vom heutigen Groß-Sydney, das an dem ganzen 12 Kilometer langen Port Jackson auf der Südseite sich erstreckt und weit ins Hinterland sich ausbreitet. Auch auf der Nordseite hat sich bereits eine große Stadt gebildet, Alt-Sydney gegenüber.

Ungarn 1930 — das heilige Jahr Ungarns. Eucharistischer Kongress. Der ungarische Fürstprimas Serebi hat eine Botschaft an die Katholiken der Welt gerichtet, in der diese aufgefordert werden, sich im Jahre 1930 zum Eucharistischen Kongress in Budapest einzufinden, der gleichzeitig mit der Feter des 900. Todestages Emmerich des Heiligen, des Sohnes des ersten ungarischen Königs, Stephan des Heiligen, verbunden werden wird. So wird das Jahr 1930 das heilige Jahr für Ungarn sein. Der Papst hat zur Einladung für den Eucharistischen Kongress in Budapest seine Zustimmung gegeben. Die Hauptfestlichkeiten werden am 20. August, am Namenstag des Königs Stephan des Heiligen, abgehalten werden. Von Rom werden 10 Karbinäle und aus allen Teilen der Welt 300 bis 400 Bischöfe erwartet.

Ein Hoffnungsstrahl für die Katholiken Mexikos. Der Herausgeber der nordamerikanischen Wochenschrift „The Commonwealth“ hat vor einiger Zeit an Bernard Shaw einen offenen Brief gerichtet, in welchem er ihn bat, für die verfolgten mexikanischen Katholiken einzutreten. Die Beantwortung des Briefes hat zur Folge gehabt, daß einige englische und ameri-

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Nr. 8 August 1928 46. Jahrgang

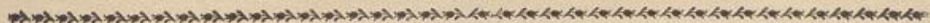
Mariä Himmelfahrt

Maria, holdes Wesen,
Wie hoch bist du gestellt!
Vom Vater auserlesen
Zur Schutzfrau dieser Welt,
Vom Sohne traut geküßet,
O selig Mutterherz!
Von Engeln hold begrüßet,
Getragen himmelwärts.

O du, die hoch erhoben
In Gottes Glorie steht,
Wie sollte dich nicht loben
Was hier im Finstern geht?
Du bist so voll Erbarmen
Uns Sündern mild gesinnt
Und hebst auf reinen Armen
Empor das Gnadenkind.

O, möchten all' erkennen,
Wie du so liebenswert,
Dich kindlich „Mutter“ nennen
Uns wäre viel beschert:
Recht innig sie zu grüßen
Die treue Mutterbrust,
Würd' Herz an Herz sich schließen
In Kindes-Lieb und -Lust.

Louise Hensel



Mariä Heimgang

Von A. Wibbelt

Unter den vielen Stätten des gelobten Landes ist „Mariä Heimgang“ auf dem Berge Zion sicher nicht die geringste. Wo jetzt eine herrliche Kirche steht unter dem Titel „Mariä Heimgang“, da hat sich einst ein Sterben vollzogen, wie vor- und nachher keins so wunderbar gewesen ist. Es war kaum noch ein Sterben zu nennen. Niemals hat der Tod eine so liebliche Gestalt gehabt; er kam als Freund, als Befreier, als Diener und Brautführer einer königlichen Braut. In Ehrfurcht knieend hat er mit scheuer Hand die makellose Seele emporgehoben aus dem Erdenlande; den reinen Leib wagte er nicht zu berühren mit seinem zerstörenden Hauche. Er tat sein Werk nur halb und trat zitternd zurück vor dem, der mit lebenspendender Hand eingriff in das Werk des Todes, indem er den Leib zur Verklärung führte. Was geschehen war, kann kaum ein Sterben genannt werden.

Als der Herr am Kreuze verblutet war, da wurde der Mutter das Leben zum Tode. Aber sie durfte die Welt noch nicht verlassen, sie sollte der jungen Kirche zur Seite stehen und harrte in stiller Geduld und in großer Sehnsucht der Stunde, die ihr gesetzt war. „Führe aus dem Kerker meine Seele, damit ich preise deinen Namen“, mochte sie beten mit den Worten ihres Ahnherrn David. Sie ist die Sulamith des Hohenliedes, die sehnnende, suchende, klagende Braut.

„Im Dunkel der Nacht suchte ich, den meine Seele liebt; ich suchte ihn und fand ihn nicht.

So will ich aufstehen und die Stadt durchwandern, auf den Märkten und Gassen will ich suchen, den meine Seele liebt — ich suchte ihn und fand ihn nicht.“

Sie ging die blutigen Wege wieder durch die Straßen Jerusalems bis auf die kahle Höhe von Golgatha, sie suchte ihn und fand ihn nicht; ihre Seele verging vor Sehnsucht und Liebe. Die Liebe verzehrte ihr Leben.

Endlich kam die ersehnte Stunde. In ihre Einsamkeit ertönte der Ruf des Herrn.

„Siehe, mein Geliebter, er spricht zu mir: Steh' auf, eile, meine Freundin, meine Taube, du liebliche — komm!“

Das ist kein Sterben mehr, das ist überströmende Wonne, ein Ausblühen zum wahren Leben. Diese Seele ringt nicht mit dem Tode; der Tod ist nur ein Fußschemel, auf den sie tritt, um sich aufzuschwingen zur Höhe. „Wie eine Weihrauchwolke, die aus der Wüste steigt“, so

leicht und lieblich eilt sie durch das Tor, das uns allen dunkel ist, ihr aber ein lichter siebenfarbiger Regenbogen über ewig grünen Gefilden. Uns allen ist die letzte Neige des Erdenlebens ein bitterer Geschmack, ihr aber aufquellende Wonne, die mit vollen Strömen herandräuscht.



Al. Dürer

Holzchnitt

Mariä Himmelfahrt

Das ist kein Sterben mehr. Das ist kein noch so schöner, noch so glorieicher Sonnenuntergang, das ist die Morgenröte, die in klingender Pracht, von Purpur umweht, emporsteigt und alle Schatten mit siegreichem Fuße in den Abgrund stößt.

Afrika, das Land der Geheimnisse

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

(Schluß)

Dieser Markus Garvey hat von den Europäern gelernt. „Wenn“, sagt er, „der Engländer England beansprucht, der Franzose Frankreich, und der Italiener Italien, dann beanspruchen die Neger Afrika und wir wollen unser Blut für unsere Ansprüche vergießen! . . . Der blutigste aller Kriege hat noch zu kommen; wenn Europa seine Stärke und Macht gegen Asien messen will, wird das die Gelegenheit für den Neger sein, das Schwert zu ziehen für die Erlösung Afrikas!“ Das sind nun wohl demagogische Hezreden und es ist bezeichnend, daß die Führer der beiden anderen Parteien ihm keine Gefolgschaft leisten. Seine Politik allerdings ist in soweit bemerkenswert, daß sie sich nicht in erster Linie mit dem amerikanischen Negerproblem befaßt, sondern die Gründung eines großen Negerreiches in Afrika sich zum Ziele setzt unter Ausschluß der Europäer. Garvey ist inzwischen zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt worden wegen Betrügerei; aber seine Gedanken leben, und er wird sich als „Martyrer“ nach bekannten Mustern feiern lassen. Noch wogen die Kämpfe hin und her. Die einen wollen mit Gewalt ihre Rechte erlangen, die anderen verlangen entgegenkommendes Anerkennen und Gleichberechtigung aller Rassen. Gerade das starke Festhalten an den Rassenunterschieden in Amerika hat das Rassenbewußtsein der Neger geweckt. Der intelligenteste Neger fühlt die Notwendigkeit eines Landes, worin er den Brennpunkt seiner Rasseforderungen verlegen kann. Daher das Interesse des amerikanischen Negers an dem afrikanischen Bruder — im Stammlande. Sie haben verwandte Interessen. Im Afrikaner kommen sie langsamer zum Bewußtsein; aber sie sind am Erwachen, sie beginnen zu leben.

Jababu, ein südafrikanischer Eingeborener, Professor der Bantusprachen am Südafrikanischen Eingeborenen Kolleg in Fort Hare, klassifiziert unter vierzehn Hauptpunkten die Ursachen der Unruhen.

1. Der ökonomische Druck, der hart und schwer auf dem Eingeborenen lastet und der kein wirksameres Mittel hat sich Erleichterung zu verschaffen.

2. Aufeinanderfolgende Trockenheit und Mißernte, welche die Arbeit des Eingeborenen unrentabel macht, während die Gelegenheit zu besserer wirtschaftlicher d. h. landwirtschaftlicher Ausbildung im Mißverhältnis steht zu den Abgaben und Steuern, die der Eingeborene leisten muß.

3. Die Gesetzgebung nimmt nicht gebührende Rücksicht auf den Eingeborenen.

4. Die ungleiche Strafjustiz gegenüber Weißen und Schwarzen.

5. Die Inferiorität, die im Verkehr zwischen Weißen und Schwarzen, letzteren bewußt fühlbar gemacht wird und unter dessen Banne sie gehalten werden.

6. Die Nachteile und die unwürdige Behandlung des farbigen Volkes auf öffentlichen Verkehrsmitteln (Eisenbahnen).

7. Die schlechten Wohnungsverhältnisse (in Städten und bei Arbeitgebern.)

8. Die Unsicherheit ihres Landbesitzes.

Das sind wohl die ernstesten Beschwerden, die übrigen tragen naturgemäß auch zur Unruhe bei; die Haltung der weißen Missionare gegenüber ihren schwarzen Mitarbeitern (ob er protestantische oder katholische Missionare meint, sagt Professor Jababu nicht) Geringe Ausbildungsmöglichkeit; Ungleichheit in den Gehaltsfragen für Zivilbediente; die Ausdehnung bolschewistischer Ideen; professionelle Agitation; die Rückkehr der eingeborenen Arbeiterbataillone von Frankreich. (nach dem Krieg.)

In Zentralafrika (Uganda) und Ostafrika findet diese Rassebewegung ihre Schrittmacher teils in Eingeborenen-Zeitungen, teils in eingeführter von Ägypten und Ceylon stammender nationalistischer Literatur; aber nicht wenig gestärkt durch in Übersee gebildete Eingeborene. So protestierte bereits scharf Anfang Juni 1921 der „Verband eingeborener Baganda-Arbeiter in Nairobi“ gegen die Reduzierung der Arbeitslöhne. Die „Genossenschaft ostafrikanischer Indier“ unterstützte diese Proteste und nahm selber Stellung gegen die „Registrierung“ der Eingeborenen, welche gleichbedeutend mit Sklaverei sei. Die sog. „Rikuyu Association“ ist ein weiterer Beweis für die rasche Entwicklung der Rassebewegung und deren Ideen. Im Jahre 1895 wurde das britische Protektorat in Ostafrika begründet und der Rikuyustamm kam erst um die Jahrhundertwende mit europäischem Leben in Berührung. 1921 bereits wurde die „Rikuyu Association“ gegründet und im Juli desselben Jahres entsandte sie ihren Vertreter zu einer vom „Ersten Eingeborenen Bevollmächtigten“ der britischen Regierung einberufenen Konferenz. Im selben Monat noch erschien eine Mitteilung in der Lokalpresse, daß auf einer Eingeborenen Versammlung beschlossen worden sei und zwar einmütig den Titel der Rikuyu Association in „Ostafrikanische Association“ umzuändern.

Mögen nun die Beschwerden der Afrikaner gerechtfertigt oder übertrieben und ihre Bewegung noch nicht allzu ernst zu nehmen zu sein, eins ist sicher, daß Rassebewußtsein ist im Zuge und breitet sich über den ganzen Kontinent. Es liegt darin eine gewaltige faszinierende Kraft und es wäre Torheit, derselben keine Beachtung schenken zu wollen. Wie es speziell in Südafrika gärt, zeigt die I. C. U.-Bewegung. (vergl. Juli Nr. 6. 209 ff). Es wäre wohl zu begrüßen, daß mehr und mit Maß auf die ruhige Aufwärtsentwicklung geschaut würde von den Führern, statt im Übermaße schnellste Schadloshaltung für erlittene Unbilden zu verlangen. Die Rassebewegung als solche wird wohl kaum in sich die Kraft haben, allein die schwarzen Völker zu befreien.

Sie zeigt höchstens den Weg zum Rassenhaß und der daraus entspringenden unheilvollen Kämpfe. Eine Lösung fände sich wohl, wenn die Führer jener rückständigen Rassen mit dem Geiste Jesu Christi erfüllt würden und daß vor allem die weiße Rasse selber sich ihre Kraft aus derselben Quelle schöpfen würde, um ihre internationalen Verpflichtungen zu erfüllen und im religiösen Sinne das Wachsen Afrikas zu fördern auf daß auch diese Völker teilnehmen dürften an der Arbeit, am Wohle aller unter der Führerschaft des göttlichen Arbeiters Jesus Christus.

Schlafende — Schwäzende — Schaffende

Die Kirche Christi auf Erden ist eine in Kriegsbereitschaft stehende Armee. Stets ist sie bereit, das Lager abzuberechnen und zu neuen Kämpfen, Eroberungen, Triumpfen auszuführen. Streitende Kirche zu sein, ist ihre wahre Natur, erklärt ihre Geschichte und charakterisiert ihre Existenz. Am Tage der hl. Firmung wurden wir alle in diese große Armee eingereiht und schwuren den Treueid Christus dem König! Wir sind, dürfen, müssen stolz sein auf unsere Uniform, den katholischen Glauben, freudig leisten wir Gehorsam unserem Führer und nehmen teil mit stolzem Hochgefühl an der Parade, welche dieser König oft abhält. Und wenn der Befehl einmal uns trifft: den jeder gewesene Frontkämpfer nicht mehr aus dem Gedächtnis verliert: „Fertigmachen! wir gehen nach vorne!“ dann — dann — ja dann — dann drücken sich viele von der „streitenden Kirche“ in die „Stappe“. O, ja, würden wir die Kirchen gleichsam einmal wie eine Heerschau „besichtigen“ können, dann fielen uns auf die drei Typen: nicht die Aktiven, Reserven, Landsturm sondern die Schläfer, Schwäzer und dann erst die Schaffer! die Tatmenschen!

Wenn der hl. Paulus heute lebte, schrieb er auch uns, wie einst den Korinthern: „Es sind viele unter euch krank und schwach, und viele schlafen!“ und wie einst den Römern rief er auch uns zu: „Es ist die Stunde vom Schlafen sich zu erheben!“ Die Schläfer bilden ein starkes Kontingent der streitenden Kirche. Sie scheinen sich der ernstesten Stunden, welche die Kirche heute durchlebt, gar nicht bewußt zu sein, während sie selber sich verstricken in ihre kleintlichen Liebhabereien. Ihr Katholizismus ist gleichsam chloroformiert. Aus ihrer Apathie weckt sie nicht der Ruf der Hirtenstimme des Heiligen Vaters. Sie zahlen vielleicht ihre Beiträge, gehen auch in die hl. Messe und zu den Sakramenten, feiern die gebotenen Feiertage mit: aber ohne in den Geist einzubringen. Missionsfragen lassen sie völlig kalt. Während selbst die hastende Welt gelegentlich den Atem anhält vor großen Geschehnissen und forscht nach Wahrheit — schlafen sie. Die Stimmen aus fernen Missionsfeldern, die um Hilfe rufen, verhallen ungehört weil man schläft. Im Kampfgetümmel stehend muß die Kirche auf jeden Mann zählen können; sie erwartet wie einst der große Seeheld Nelson: „Daß jeder Mann seine Pflicht tue“; aber sie schlafen. Möge ihr Schlaf nicht ein Todeschlaf werden.

Manchmal aber wachen die Schläfer auch auf, sie schämen sich, das Gewissen stachelt und dann fangen sie an zu reden. Sie treten dem Kontingente der Schwäzer bei, den Phrasenmachern, =drehern, =helden, und Maulathleten. Auch sie bilden einen beträchtlichen Teil der katholischen Armee. Von ihnen läßt sich das Wort anwenden: „Ihr Name ist Legion, denn sie sind viele.“ Diese Katholiken denken nur in „Worten“ und handeln in „Entschlieungen“, „Resolutionen“ usw. Die Protokollbücher ihrer Versammlungen sind Friedhöfen ähnlich. Auf jeder Seite kann man wie auf Grabsteinen lesen: „Hier liegt begraben, was hätte getan werden sollen; möge es ruhen in Frieden!“ Wenn irgend eine große katholische Tat zur Ausführung gelangen soll, dann ist die Luft mit Energie geladen. „Missionsbewegung! Weckung von Ordensberufen! Priester-

berufen! Unterstützung der katholischen Presse! Förderung der Missionen!“ um nur einiges zu nennen. Adressen werden an höchste Stellen gesandt, die „berufenen Führer“ machen glauben, daß die große Armee auf dem Punkte steht, einen entscheidenden Schlag zu führen, aber wenn die Gewehre geladen werden sollen, persönlich Anforderungen gestellt werden, dann schmilzt die große Armee hinweg wie Schneeflocken in der Sonne. Wir wissen alle, was getan werden müßte; aber andere sollen es tun.

„Ich schlage vor . . .“; „Ich stimme bei . . .“; „Man sollte eigentlich . . .“
Ja, die Schwächer in der streitenden Kirche sind „Legion“. Beim Schwätzen bleibt es oder sie schlafen wieder ein.

Die Schaffenden, diejenigen, welche das Gesprochene auch ausführen, das sind die wirklich streitenden Katholiken. Sie bilden die Elite der großen Armee. In der Feuerlinie, im Schützengraben, vorm Feinde — da ist der Platz wo man sie findet: die wirklich kämpfenden Soldaten. Ein Heerführer jagte einmal: „Schlachten werden nicht mit defensiver Strategie gewonnen“; das weiß übrigens jeder Soldat. Kampf erfordert Anstrengungen, Entbehrung, restlos sich hingeben für eine Sache. Und wahrhaftig der „Tatkatholik“ kämpft für eine gute Sache. Gedeckt von der schweren Artillerie der unfehlbaren Lehre der Kirche, unter einer von Gott selbst geleiteten Führerschaft denkt der katholische Christ nur an das Vortragen der Kampfeslinie und an Terraingewinn im Heimlande und im Heidenlande. Er ist sich bewußt die Aufgabe der Kirche ist seine Aufgabe; ihre Kämpfe sind seine Kämpfe, ihre Niederlagen sind seine Niederlagen; ihre Siege sind seine Siege. Schwächen wir uns selber nicht; stehen wir uns nicht im Weg, sind wir auch nicht mißgünstig aufeinander: graben wir uns vor allem nicht die Kanäle ab, welche den Missionsgedanken fördern und tatkräftig nähren. Beachten wir und befolgen wir den letzten Willen des Heilandes: „Geht hinaus in alle Welt und lehret aller Kreatur die frohe Botschaft!“ Schlafen wir nicht, schwächen wir nicht, sondern handeln wir, damit nicht eines Tages die Schwäche der Kirche und des Glaubens die Folge der Sorglosigkeit unseres Lebens war.

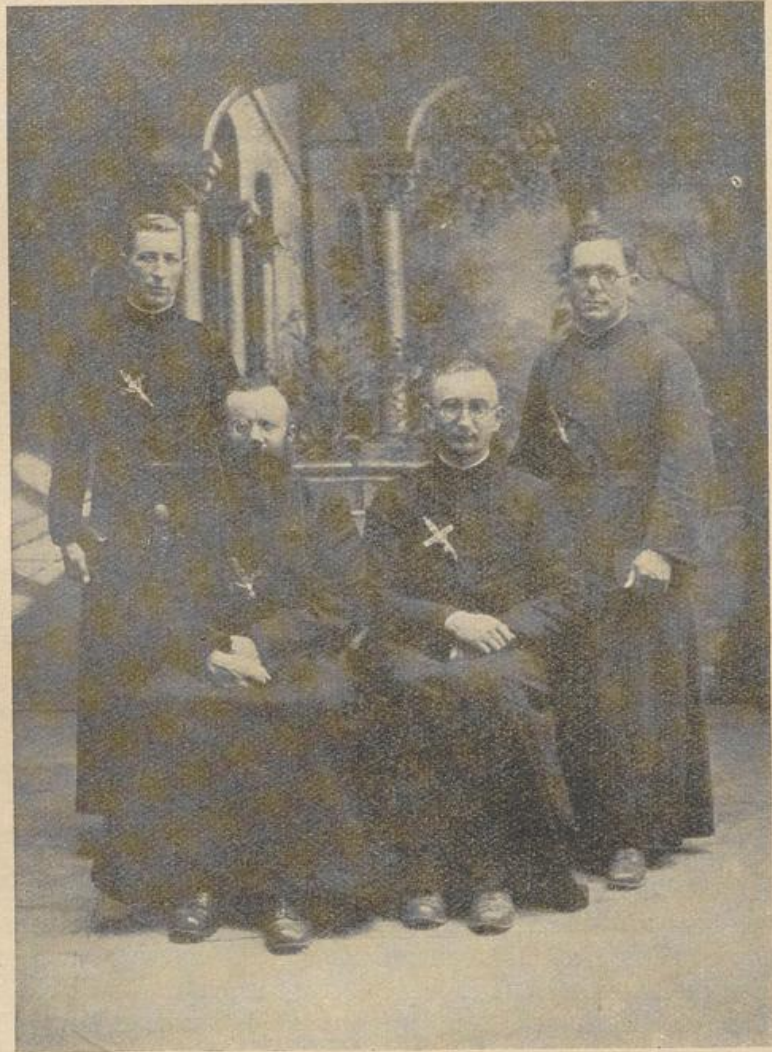
P. D.

In der tiefsten Mine der Welt

An einem kalten Julimorgen stiegen ein Freund und ich, angetan mit warmem Überzieher und einem Stahlhelm auf dem Haupte zu Johannesburg in einen Förderkasten oder Korb, der an einem scheinbar dünnen Drahtseil über einem Schachte hing, und nach weiteren 18 Minuten waren wir tiefer im Innern der Erde, als je ein menschliches Wesen gedrungen war, denn die Goldmine „Deep Village“ Johannesburg im Transvaal ist mit ihren 2666 Metern unter der Erdoberfläche die tiefste der Welt.

Außerhalb der Mine liegt ein hoher ausgestreckter Berg, welcher das Gestein darstellt, welches bis heute aus der Tiefe heraufgeholt wurde und aus dem 125 Tonnen reines Gold gewonnen wurden. Er stellt auch das Resultat zwanzigjähriger schwerer Arbeit dar, welche bis jetzt an Maschinerie und Arbeitslöhnen 240 000 000 Mark gekostet hat.

Der Kopf der Mine stellt wie bei anderen Minen einen Aufbau dar, an welchem sechs Aufzüge mit Körben hängen, von denen jeder 5 Tonnen heben kann. Die 2 Personenaufzüge, deren Förderkasten dreistöckig sind, können je 40 Personen in die Tiefe und herauf be-



Die im letzten Jahre in Mariannhill eingetroffenen Missionsbrüder:
Br. Nikolaus; Br. Korbinian; Br. Johannes; Br. Clement

fördern und sie laufen zu bestimmten Zeiten, genau wie Eisenbahnzüge. Sie befördern jeden Tag, d. h. je 24 Stunden 300 Europäer und 3 000 Schwarze in die Tiefe und herauf.

Unser Führer, welcher in der Grube Staubinspektor war, schob uns in einen der Aufzüge und wir fuhren hinunter in die Dunkelheit,

und das vollständig geräuschlos, wenn wir von dem eigentümlichen Singen, welches der Luftzug und die Reibung an den Gleitschienen verursacht, absehen. Die Schnelligkeit steigerte sich beständig und ich befürchtete schon, wir bekommen überhaupt keinen Boden mehr, da warf uns der Korb auf einmal etwa einen Meter in die Höhe. Wir waren unten. Ich sagte zu dem Inspektor, da ist aber ein guter Puffer, daß man so in die Höhe geworfen wird. Er erwiderte, das ist das dünne Drahtseil von Stahl, das Sie oben mit Mißtrauen beobachtet haben. 1000 Meter in der Minute oder 55 Kilometer in der Stunde, war die Schnelligkeit, mit welcher wir in die Tiefe gefahren waren, es ist das, sagt der Inspector die größte zulässige Schnelligkeit für Personalförderung, die Materialzüge fahren mit 250 Meter in der Minute den Schacht hinab. Genau 80 Sekunden nach der Abfahrt waren wir unter angekommen. Die Türe des Korbes öffnete sich auf eine geschäftige Straße und Wechselstelle, alles so dunkel wie ein weißer Weg in Mitternacht. Schwarze nur mit Lendenschurz bekleidet schoben kleine Rollwagen mit Erz gefüllt in Öffnungen auf jeder Seite der Elevatoren, damit sie nach oben befördert würden. Hier ist die Wechselstelle, sagte der Inspector, das Ende des ersten Abschnittes. Lassen wir die Mäntel hier, unten wird es zu warm. Wir sind jetzt in 1015 Meter Tiefe. Er führte uns zu einem Rollwagen auf Schienen, auf welchem wir Platz nahmen und nun gings auf einer Neigung von 45 Grad abwärts in ein dunkles Loch. Von der Erdoberfläche senkrecht hinabfahren, kommt einem viel natürlicher vor, als auf einer solchen Neigung ins Dunkle rutschen wie auf einer Kellertreppe. Da glühten auf einmal Lichter auf, wir kamen an einigen Stollen vorüber, in denen gearbeitet wurde, aber sie verschwanden hinter uns, wir fuhren weiter, bis wir weitere 750 Meter hinter uns hatten, und auf einmal wieder, wie oben, einen kleinen Luftsprung machten. Wir waren an einem neuen Zentralpunkt angekommen. Er kam mir außerordentlich groß vor, mit Rücksicht darauf daß wir uns mehr als $1\frac{1}{2}$ Kilometer unter der Erdoberfläche befanden. Betonwände von $2\frac{1}{2}$ Meter Dicke zeugten davon, daß man sich der Gefahr des großen Druckes von oben bewußt war und es ernst nahm. Aber am Ende unserer Bahn waren wir noch nicht. Wir wechselten wieder unser Gefährt und mußten uns diesmal in den Materialzug setzen. Jeder der vielen Stollen, die wir passierten, war wärmer als der vorhergehende. Endlich, am 37. Stollen 2689 Meter unter der Erdoberfläche machte unser Führer Halt, um Luftproben zu nehmen, und hier sagte und der Ingenieur, der für die Ventilation zu sorgen hatte, daß er täglich 10 Tonnen — 200 Zentner — Eis notwendig habe, um die frisch in die Stollen getriebene Luft zu kühlen. Am Ende des Stollens waren nackte Schwarze damit beschäftigt, unter Leitung von Weißen mittels Bohrer, welche mit komprimierter Luft getrieben wurden, Löcher

ins Gestein zu bohren. Weiße wie Schwarze triefen von Schweiß. Das Geräusch der Bohrer war schrecklich. Der Felsen, den die Schwarzen gerade bohrten, hatte eine Temperatur von 95 Grad Fahrenheit (35 C.) Diese tiefste Sohle der Mine ist wohl nur das vorläufige Ende des Schachtes, es ist elektrisch beleuchtet, 7 Meter weit und $2\frac{1}{2}$ Meter hoch. Als wir so da saßen auf den Steinen und die Felsendecke über unserem Kopfe besahen $2\frac{1}{2}$ Kilometer dick von solidem Gestein, weit ab vom Weltgetriebe von Johannesburg, machte es auf uns einen eignen Eindruck. Indessen war es da zu warm, um lange zu bleiben und sich den Eindrücken zu überlassen und so machten wir uns wieder auf den Weg zur Oberfläche und eine halbe Stunde später waren wir wieder im hellen Sonnenschein.

Die „Village Deep“ allein hat, alles zusammen genommen 55 Kilometer Wege und Stollen unter der Erde, während die Wegelänge aller Transvaal-Goldminen eine Länge von 5000 Kilometern ausmachen würde. Unter Johannesburg steigt das Thermometer beständig mit der Tiefe, und die Ingenieure haben berechnet, daß die Temperatur bei 3000 Meter Tiefe 41 Grad Celsius betragen und in 9500 Meter das Wasser kochen würde. Die Zahl der in den Goldminen und was damit zusammenhängt, arbeitenden Eingeborenen beträgt über 200 000.

Missionspost

Diese Zeilen schreibe ich Ihnen auf der Veranda unseres Priesterhauses in St. Henry. Es ist Sonntag Nachmittag. Soeben sind die letzten Christen heimgegangen und ich freue mich einige Stunden allein zu sein. Ich hatte heute eine vollzählige Gemeinde und eine für St. Henry große Zahl Beichten und Kommunionen. Nun, nach getaner Arbeit ist gut ruh'n und ich benutze diese Muße, um mit Ihnen ein wenig aus der Mission zu plaudern.

Um beim nächstliegenden anzufangen, St. Henry, wo ich heute Gottesdienst gehalten, ist unsere südlichste Außenstation, gut 5 Reitstunden von Mariannahill entfernt, also von unseren 25 Außenstellen noch nicht die entfernteste. Die Station hat eine reizende Lage. P. Ludger, der mich kürzlich auf einer Außentour begleitete, war ganz begeistert für St. Henry. Von der Veranda aus bietet sich eine wunderschöne Aussicht auf den nahen Indischen Ozean. Die Ozeandampfer sind in ziemlich scharfen Umrissen zu sehen. Ich glaube mit Hilfe eines Fernstechers hätten Sie damals auf Ihrer Heimreise nach Europa diesen unsern südlichsten Außenposten leicht wahrgenommen. So schön St. Henry gelegen ist, seine einstige Bedeutung für die Mission hat es ziemlich verloren. Die früher so blühende Mission ist sehr zurückgegangen, da sie nicht mehr zentral gelegen ist. Erst kürzlich wieder mußten alle Eingeborene, die zwischen der großen Hauptstraße und dem Strand wohnten, ihre Plätze räumen. Das bedeutet für unsere Mission keinen geringen Verlust. Allerdings wurden die Schwarzen für ihre Hütten reichlich abgefunden und so zufrieden gestellt. Jetzt verkauft die Regierung für hohe Summen das Land an die Weißen. Südlich rücken die Zuckerrohrfelder bis dicht an unser Kirchlein heran. So ist die Verdrängung durch die Europäer der eine Grund dafür, daß die Zahl unserer Christen hier gesunken ist.

Andererseits machen sich die verderblichen Einflüsse der nahen Großstadtkultur mit ihren Schattenseiten bei den Zulus unangenehm bemerkbar. So hat hier eine böse Anstalt unter den Schwarzen Platz ergriffen. Alkoholische Getränke sind

ihnen verjagt. Nun verschaffen sie sich für billiges Geld sogenannten „treafel“ in den Zuckerrohrmühlen. Unter Utshwala gemischt und auch sonst gebraucht wirkt diese Flüssigkeit stark berauschend. Wir müssen mit aller Strenge gegen den Gebrauch dieses Getränkes bei unseren Christen vorgehen und immer wieder gibt es Übertreter. Diese und manche andere Unsitte der Stadt erschweren unsere Seelsorge sehr. Wir müssen tun was wir können und retten was zu retten ist.

Ein anderer Uebelstand ist der, daß wir so wenig Priester sind. Nur alle drei bis vier Wochen, an manchen sehr entfernten Posten noch seltener, kommt der Priester und hat dann alle Hände voll zu tun mit Beicht hören und Spendung der anderen Sacramente. Sonst liegt die Seelsorgearbeit in den Händen eines schwarzen Katechisten, der, wenn er eifrig und zuverlässig ist, sehr viel Gutes tun kann und eine große Hilfe für den Priester bedeutet. Unsere Mission hätte wohl ein ganz anderes Aussehen, wenn weniger Großbetrieb herrschte, mehr Kleinarbeit möglich wäre, wenn der Missionar den einzelnen nachgehen, näher treten könnte. Ich habe die frohe Hoffnung, daß in kurzer Zeit sich unsere Zahl so mehrt, daß wir intensivere Arbeit leisten können. Unsere Riesenpfarre St. Josef hätte schon vor Jahren aufgeteilt werden müssen zum großen Vorteil und Segen für Seelsorger und Seelsorge. Wie aber hätte man diesen Plan durchführen können bei unserer großen Priesternot!

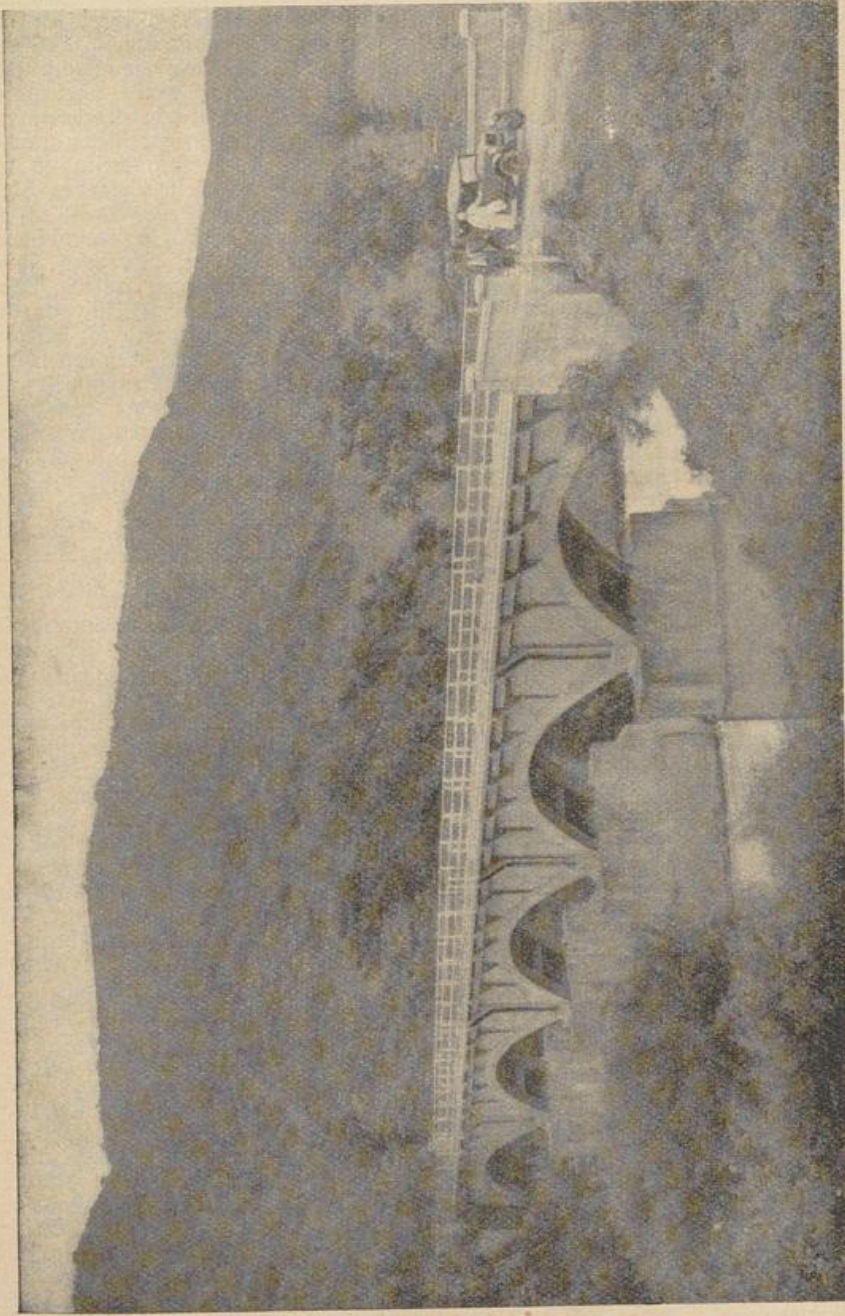
Kürzlich kam ich von einer neuntägigen Tour zurück. Sie war reich an Erlebnissen und Eindrücken. In kwaZuba, in nächster Nähe der Umfomaasbrücke, las ich zum ersten Mal in einem uns zur Verfügung gestellten Kraal die heilige Messe. Außer unseren dortigen Christen hatten sich auch viele Neugierige eingefunden. Ich hatte über 20 hl. Kommunionen und noch mehr Beichten. Ein hoffnungsvoller, vielversprechender Anfang. Die Leutchen, besonders die Alten und Gebrechlichen, waren so froh der hl. Messe beiwohnen zu können und Gelegenheit zur Beicht und hl. Kommunion zu haben. Das nächste Kirchlein, St. Laurentius, ist mehrere Stunden weit entfernt. In kwaZuba haben wir auch eine kleine Privatschule. Alle sist in den ersten Anfängen. Es ließ sich dort etwas machen, wenn uns nur Geld zur Verfügung stände. Die Protestanten, sonst stark vertreten, haben noch keine Schule in der Nähe. Wissen Sie vielleicht einen Wohltäter, der ein größeres Almosen, etwa 250 Mark für die Schule stiftet! Er könnte dann auch dem Platz einen Patron geben. kwaZuba liegt an der äußersten Grenze unserer Pfarrei nach Umzinto zu. Neuer Pfarrer von Umzinto ist P. Grüter. Ich lud ihn ein, uns dort zu treffen und Missionspläne zu besprechen. Leider mußte er ablagen, weil kein Verkehrsmittel zur Verfügung stand. Er denkt aber in den nächsten Monaten das Geld für ein Reitpferd beisammen zu haben.

Von kwaZuba aus kam ich nach Mavela, St. Laurentius. Auch dort gab es reichlich Arbeit. Ich hatte drei Krankenrufe und mußte auch in die protestantische Missionsreserve. Eine alte Frau, sicher schon hoch in den Siebzigern, verlangte die hl. Sterbesakramente. Vor Jahren war sie von einem katholischen Schulmädchen in schwerer Krankheit getauft worden. Das Mädchen war mir unbekannt und konnte bezüglich gültiger Taufspendung nicht angegangen werden. Ich hatte also von vorn wieder anzufangen. Es kostete viele Mühe, dem alten Weiblein auch nur die notwendigsten Begriffe von Gott und unserer hl. Religion beizubringen. Bei der Vorbereitung zur hl. Beicht hatte ich meine liebe Not, sie von Fehlern und Schwächen, viel weniger von Sünden zu überzeugen. Wo kein Schuldbewußtsein, da auch sicher keine Reue. Die energischen Beteuerungen ihrer Unschuld erregten bei der Umgebung Heiterkeit. Offenbar teilte diese ihre Überzeugung nicht. Ich schritt dann zur bedingten Taufe und Beicht und gab ihr am Schluß noch die hl. Ölung. Ich hatte bei der hl. Handlung mehrere, sehr interessante Zuschauerinnen, Schwiegertöchter der Kranken. Sie waren von all den vielen Gebeten und Zeremonien höchlich erbaut und drückten ihr Erstaunen aus, daß wir weißen Priester (abafundisi) unseren Kranken nachgehen und sie mit so vieler Mühe für die Reise in die Ewigkeit vorbereiten, da ihre schwarzen protestantischen Minister nicht einmal die Kranken besuchten. Die Kirche muß die wahre sein, so folgerten sie, die mit soviel Liebe sich der Kranken und Elenden annimmt. Leider bedeutet Übertritt zur wahren Kirche in diesen Missionsreserven vielfach Zerfall mit den Nachbarn und den dort allmächtigen weißen und schwarzen Predigern.

St. Laurentius liegt ebenfalls am Rande der Pfarrei, immerhin ist es noch eine gute Stunde bis zum Umfomaas, der Pfarrgrenze. Unser Nachbar ist dort der Missionar von Himmelberg, P. Benedikt Frankenberg. Schon vor einiger Zeit teilte mir unser Katechet von Mavela mit, daß auf der anderen Seite des Flusses eine alte gebrechliche Frau nach dem Priester verlange. Todesgefahr sei keine da, aber den weiten, beschwerlichen Weg über den Fluß könne sie wegen hohen Alters nicht mehr zurücklegen. Ich mußte das Weiblein wegen anderer Krankenrufe in unserer Pfarrei vertrösten. Das letzte Mal war es wieder nicht möglich, da der Umfomaas während der Regenzeit hier unpassierbar ist. Immerhin bin ich entschlossen, der armen Greisin die hl. Kommunion zu bringen. Von diesem Ausfall in fremdes Gebiet dann ein nächstes Mal.

Von Mavela aus zog ich weiter nach kwaHewu, St. Agatha. Sie wissen, das Passieren der Flüsse während der Regenzeit ist ein zweifelhaftes Vergnügen, und schon mancher hat dabei sein Leben eingebüßt. Zum Glück fand ich noch trotz der schon eingetretenen Dämmerung die richtige Furt. Mein Speedy ging munter fürbaß, trotzdem das Wasser bis weit über die Steigbügel hinauf ging. Große Steine im Flußbett hinderten das Weiterkommen sehr, doch erreichte ich glücklich das andere Ufer. Mein Ziel lag noch in weiter Ferne. Die Dämmerung schritt voran, ich verlor den Pfad und Roß und Reiter verschwanden im hohen Gras. Um mich besser zu orientieren, lenkte ich das Pferd in ein Maisfeld, mußte aber schließlich vor einem Stumpf Halt machen. Gott sei Dank, daß ich ihn noch rechtzeitig entdeckte, er hätte mir bei einbrechender Nacht zum Verhängnis werden können. Sie glauben kaum, was für eine Fruchtbarkeit und was für ein Wachstum bei reichlichem Regen hier in Natal herrscht. Das Gras erreicht eine Höhe von drei Metern und darüber. Im hohen Gras verliert man sehr leicht die sich schlängelnden Pfade der Eingeborenen. Ich befand mich also in einer sehr fatalen Lage: Sumpf vor mir, undurchdringliches Gras hinter mir; kein Mensch weit und breit, der mir hätte Auskunft geben können. Ich wählte das Sichere, stieg vom Pferde und tastete mich den Hügel hinauf durch das hohe Gras. Dann landete ich in einem Maisfeld und atmete erleichtert auf, ein Kraal mußte in der Nähe sein. Schade um so manche Maisstaube, die mein Pferd zertrat. Endlich nach langem, mühsamen Aufstieg wies ein Feuerschein mir aus einem Kraal den Weg. Dem Schutzengel Dank, nun war ich geborgen! Ich rief die Bewohner an und bat um Auskunft. Natürlich weckte mein Erscheinen große Verwunderung. Was wollte ein Weißer zu so später Stunde hier in diesen Löchern, Abgelegen von allem menschlichen Verkehr. Ich war in meiner Lage wenig aufgelegt zur Unterhaltung, schnitt ihre vielen Fragen ab und bat um einen Begleiter, der mir den Weg zu unserer Schule wies. Sobald sie entdeckten, daß ich katholischer Missionar sei, waren sie sehr hilfsbereit. Sie wissen wohl, wenn ein Weißer es gut mit ihnen meint, dann ist es der katholische Priester. Vor einiger Zeit war ich in einer ähnlichen fatalen Lage. Ich wurde von der Nacht überrascht und sah weder Weg noch Steg. Ich fand einen Mann, der sich gleich bereit erklärte, mich zu begleiten. „Du bist ja der Priester“, meint er, „der unsere Kranken und Sterbenden aufsucht.“ Es hat mich noch nie ein Wort aus dem Munde eines Schwarzen so gefreut, ergriffen und getröstet wie dieses. Es ist doch etwas Großes, Seelsorger der armen, von vielen verachteten und getretenen Rasse in diesem Lande zu sein! Doch jetzt zurück nach kwaHewu. Der Kraalherr selbst rechnete es sich zur Ehre an, mir den Weg zu zeigen. Das Gelände war steil und abschüssig, oft sogar gefährlich. Um mein schon stark ermüdetes Pferd zu schonen, ging ich meist zu Fuß. Ich hätte mich auch schwerlich im Sattel halten können, so steil waren manche Pfade. So ging es noch eine ganze Weile bergauf, bergab, über Löcher und Sümpfe. Mein Begleiter machte mich gewissenhaft auf Hindernisse im Wege aufmerksam und trotz aller Vorsicht strauchelte ich und wäre beinahe zu Fall gekommen. Sie können mir glauben, in solchen Lagen vergeht einem alle Missionsromantik. Todmüde und in Schweiß gebadet kam ich endlich ans Ziel. Mit Dank und herzlichem Händedruck entließ ich meinen braven Begleiter in der umutha (Lenden-schurz), nachdem ich ihm einen kräftigen Imbiß als Wegzehr gegeben.

Der Katechet von kwaHewu und seine Nichte, die für die leiblichen Bedürfnisse des Missionars Sorge tragen, hatten schon die Hoffnung aufgegeben, daß ich



Brücke über den Umkomaas. Zwischen den Missionsstationen Einsiedeln und Mariatal war früher an dieser Stelle eine Holzbrücke; über diese führte der gesamte Verkehr zwischen Mariathal, Zentralstation und den übrigen Stationen

noch am gleichen Tage eintreffen würde. Nun war ihre Freude umso größer, waren es doch bereits 6 Wochen, seit ich dort das letzte Mal Gottesdienst gehalten. Ich weile gern in St. Agatha, weil die Leute dort sehr gastfreundlich und aufmerksam sind. Sehr notdürftig und altersschwach ist aber unser dortiges Kirchlein, das, wie gewöhnlich in der Mission, auch als Schule und Wohnung des Missionars zu dienen hat. Das alte Grasdach hat bereits Löcher, die mir des Nachts freien Ausblick auf den klaren, südlichen Sternhimmel gewähren. Auch die Lehmwände lassen reichlich Licht und Luft durch. Daß man sich auch in einer solch primitiven Wohnung wohl fühlen kann, ist dem angenehmen, ausgeglichenen Küstenklima Natal's zuzuschreiben . . . Die Leute bereiteten mir wie gewöhnlich mein Lager zu ebener Erde. Nach dem langen, ermüdenden Missionsritt ließe sich auch auf hartem Lager ganz gut schlafen, wenn es nur neben den Blutsaugern nicht auch noch viel anderes kleines Getier gegeben hätte. Ich meine hier die lieblichen kleinen Feldmäuse, die sich an dem Mais in der Nähe recht gütlich tun. Aber ihr ewiges Nagen und Piepsen in dichtester Nähe meines Kopfkissens ist doch zu viel für meine Nerven. Abrißens haben auch die hier zahlreichen Frösche ihre Todfeinde, die Schlangen, freien Zutritt zu meiner Hütte und meinem Lager. Um diese unwillkommenen Gäste zu verschrecken, ließ ich meist das kleine Öllämpchen flackern, aber oft und oft blies es mir der Wind aus. So zog ich es denn das letztemal vor, zum Erstaunen und zur großen Heiterkeit meines dienenden Geistes dort, der geschäftigen Amalia, meinen Grassack auf den geräumigen, langen Tisch zu legen, um vor den nächtlichen Ruhestörern gesichert zu sein. So tat ich nach den Strapazen des Tages einen gesunden, ungestörten Schlaf. Am andern Morgen erhob ich mich schon früh vom Lager, oder vielmehr ließ mich hinab, es befand sich ja auf dem Tisch. Bald schon begann ein reges Leben im alten, haufälligen Hüttchen. Ein Altar wird gebaut, die kahlen, rissigen Lehmwände ringsum mit frischem Grün und Blumen geziert. Ein Holzkoffer tut sich auf, weißes Altarlinnen und priesterliche Gewänder, wohl behütet, kommen zum Vorschein. Amalia hat zahlreiche, freudige Helferinnen gefunden. Die geschäftigen Händchen der schwarzen Kinder rasten nicht, bis alles schön geordnet und an seinem Plage ist. Ich halte unterdessen draußen meine Morgenandacht und bete mein Offizium. Der junge Tag ladet zum freudigen Gotteslob ein. Die Luft ist frisch und würzig. Tiefblauer Himmel überspannt die Hügellandschaft. In der Tiefe rauscht der Illovu, bahnt sich durch Steingeröll und Felsblöcke seinen Weg. Leichte Rauchwölkchen ringeln sich aus den Hütten der Schwarzen. Offenbar, unsere Julius sind keine Langschläfer. Aus dem nahen Urwald kreischen Affen und wetteifern in tollen Sprüngen. Hin und wieder bläst der Katechist sein Horn, daß es weit und breit durch die Täler hallt. Wieviel schöner wäre es, wenn ein trautes Glöcklein unseren Christen und den zahllosen Heiden die Anwesenheit des Priesters ankündigte! Schon kommen vereinzelt Christen zum Kirchlein. Sie grüßen mich ehrfurchtsvoll mit dem schönen katholischen Gruß: Gelobt sei Jesus Christus! Überglücklich sind die guten Leutchen, wenn der Priester einige Worte mit ihnen wechselt. Bald meldet mir Amalia, daß alles bereit sei und ich mit dem Beicht hören beginnen könne. Wie geht mir das Herz auf, da ich die Kirche betrete! Angenehmer Duft von frischem Grün und Blumen erfüllt den Raum. Der erhöhte Tisch dient als Altar und ist mit weißen Tüchern und Altarlinnen ganz verdeckt. Auch die braune Rückwand deckt ein Vorhang und zieren kunstlose, aber fromme Bilder Armut, große Armut schaut aus allen Winkeln und Ecken und doch bin ich ganz daheim und juble mit dankbarem Herzen jenen Psalm, den uns die Kirche bei der Vorbereitung zur hl. Messe in den Mund legt: „Quam dilecta tabernacula tua . . . Wie minniglich sind deine Wohnungen, o Herr der Heerscharen! Es sehnt sich und schmachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn.“ Ja, ein atrium Domini, lieblicher vielleicht, anziehender als manches prunkvolle, aber verstaubte und verlassene und vereinsamte Gotteshaus der glaubenskalten Großstadt . . . Ja ich bin wieder daheim, der Priester Gottes am Altare Gottes . . . Gestern kam ich mir vor wie ein armer Wanderer, verirrt und verlassen. Heute fühle ich mich wieder ganz als Priester, Priester des Allerhöchsten. Mit viel Liebe und Freude richte ich jetzt alles zum hl. Opfer her: Reiskelch, Ciborium, Hostien und Weßwein. So kann ich nach dem Beicht hören gleich mit der hl. Messe beginnen. Wir katholische Missionare sind doch glückliche Menschen: überall wohin

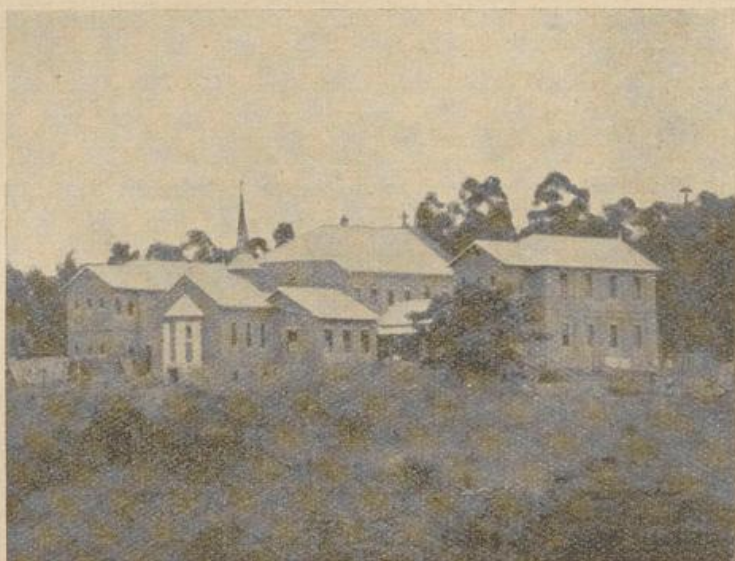
wir unsere Schritte lenken, sind wir Gefäße der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, verbreiten wir Segen, bauen wir dem Herrn Altäre inmitten der Heidenwelt, sind wir begleitet von seiner eucharistischen Gegenwart. Ohne Zweifel, auch wir sind schwache, hinfallige Menschen, auch über uns kommen schwere Stunden, wo es Mühe kostet den Kopf hochzuhalten, Stunden der Prüfung und Leiden. Aber die unverstehbare Quelle unserer Kraft ist das hl. Opfer, in dem der große Opferer und Kreuzträger uns so unmittelbar nahe tritt. Er bringt Licht und Freude und Friede ins Herz, erfüllt es mit Opfermut und Opferfreude. Ja, mit keinem Menschen in der Welt möchte ich tauschen, wenn ich am dürftigen Missionsaltärchen stehe und das hl. Opfer feiere, umdrängt von vielen schwarzen, andächtigen Betern, zuerst die liebe Jugend, ihre unschuldigen Augen und fromm gefalteten Händchen zum Altare, zu Gott erhoben. Sie sind ganz Auge und Ohr für das Große, Geheimnisvolle, das sich dort auf dem Altar vollzieht. Dann die Väter und Mütter mit ihren unruhigen Kleinen, die oft auf ihre Weise das Lob Gottes singen. Endlich, zu äußerst die Heiden, die von der Gnade und Neugierde gedrängt, noch ein Plätzchen zu erhaschen suchten oder sich an der Türe stauen. Unser schöner katholischer Gottesdienst, die vielen, geheimnisvollen Zeremonien, der Segen, unsere erbaulichen Lieder und Gebete, das alles macht auf den unverdorbenen Schwarzen einen großen Eindruck. So sah ich einmal in Kwahewu einen schlankgewachsenen Julujüngling, nur mit dem Ziegenfell um die Lenden bekleidet, sich an den Eingang drängen, um auch noch etwas von dem zu erhaschen, was da drinnen vorging. Namushla ngibonile izintto ezinhlezimangalisayo, (Heute habe ich wunderbare Sachen erlebt.) meinte er nach dem Gottesdienst. Vielleicht senkte der Herr bei dieser Gelegenheit das erste Samenkorn des wahren Glaubens in sein Herz, das später einmal aufgeht und Frucht bringt . . .

P. Raphael Böhmer, R. M. M.

Krankenfürsorge in der Mariannhiller Mission

Die ersten Anfänge der Krankenfürsorge in Mariannahill gehen zurück ins Jahr 1917, indem man drei Lehmhäuschen auf einen schon freigelegenen Hügel baute, eine für das Plegepersonal nebst Apotheke, Küche usw. eines für die männlichen und eines für die weiblichen Kranken. Diese aber wurden, wie alle Lehmbauten in Mariannahill, bald von den Ameisen (Termiten) zersessen, welche bis ins Dach kamen und das ganze Deckgras nebst der Dachsparren zerfraßen, so daß es bald lebensgefährlich wurde, darin zu wohnen. Man überlegte lange und konnte sich zu Nichts entschließen, bis ein vom Dach auf einen Kranken gefallener Sparren an den Ernst der Sache erinnerte. Zum Glück wurde gerade eine Wohnung leer und so zog man eiligst in dieselbe ein, obschon sie sich nicht für Hospitalzwecke eignete. Auf die Dauer da zu bleiben, war daher nicht möglich. So entschloß man sich denn zum Bau eines Hauses, welches für eine voraussichtlich lange Reihe von Jahren den Bedürfnissen genügen sollte. Bis diese Zeilen Sie, lieber Leser erreichen, wird es so ziemlich fertig sein; bezogen wurde es der dringenden Not wegen schon Ende 1927 obschon nur ein Teil in Eile fertig gestellt werden konnte. Das äußere Haus steht also gebrauchsfertig da, und eine ganze Anzahl Eingeborener hat

von da aus schon die Reise zum Himmel angetreten, denn bei der Tuberkulose an der die Eingeborenen infolge der schlechten Wohnungen und Unkenntnis der Ansteckungsgefahr viel leiden, kann auch der Arzt nicht mehr viel helfen, zumal diese Kranken meist erst im fortgeschrittenen Stadium gebracht werden. Operationen der verschiedensten Art hat unser Missionsarzt Dr. Mc. Murtrie, bereits vorgenommen. Selbst weißes Missionspersonal wird dort operiert und besonders Missions-schwestern, auch anderer Kongregationen ziehen die Behandlung und eventuelle Operation im Missionshospital dem Krankenhaus der großen Stadt vor.



Rückansicht des Eingeborenen-Hospitals in Mariannhill

Damit aber das Hospital allen Ansprüchen genügen könne, fehlt noch vieles an der inneren Einrichtung. Es fehlt an Betten, Möbeln, am regelrechten Operationstisch und vielen anderen Sachen. Die St. Peter-Claver Sodalität hat uns mit ihren Almosen und Sendungen schon viel aus der Not geholfen, aber immerhin fehlt noch viel. Bis heute ist noch kein Patient im Hospital ohne die hl. Taufe gestorben und es wird überhaupt dort sehr viel auch für die Seelen der Kranken getan. Von den leiblichen Bedürfnissen der Kranken will ich weiter nicht reden, es genüge, wenn ich sage, sie nennen vielfach die Lumpen die sie am Leibe haben, wenn man sie bringt, ihre ganze Habe. Eine Entschädigung oder Bezahlung können die wenigsten leisten. Somit gehen die Bedürfnisse in einem solchen Hause nie aus. Daher mein Appell an die Leser des Vergißmeinnicht, uns zu helfen.

In unserem Missionsgebiet Süd-Rhodesia hatte die amerikanische Mission ein Missionshospital mit Missionsarzt in Mitoko, und dort wurden auch die Aussätzigen des Distriktes verpflegt. Im Jahre 1926 verließ der protestantische Missionsarzt seinen Posten und seitdem waren die dortigen Kranken sich selbst überlassen. Wie leicht erklärlich, war das der Regierung nicht recht, und kaum war der Mariannahiller Missionsarzt für Rhodesia angekommen, trug man ihm diese Stelle an. Nach Rücksprache mit der kirchlichen Obrigkeit nahm er sie an, und wirkt so als Missionsarzt zugleich auch für die armen Aussätzigen, welche er von der Missionsstation aus wöchentlich mehrmals besucht. Wenn ich nun oben sagte, daß hier in Mariannahill nahe der Küste die Eingeborenen einfach alles von der Hospitalleitung bekommen müssen, so ist das in Rhodesia noch viel mehr der Fall, denn der dortige Menschenschlag kann nicht mit den Zulus verglichen werden. Der Umstand allein, daß das Land so dünn bevölkert ist, zeigt auf eine langsame Vermehrung, und diese wiederum läßt auf manches andere schließen — große Kindersterblichkeit und schlechte Wohnungsverhältnisse. Die früheren Raubkriege der Matabele, welche einfach alle Männer töteten und Frauen und Kinder mitführten, will ich nur nebenbei erwähnen. Kurz und gut, es gilt, dort erst gesunde Verhältnisse schaffen, denn es liegt auf der Hand, daß mit einem siechen Volke nicht viel anzufangen ist. Deshalb bitte ich auch für die dortige Krankenfürsorge um Hilfe. Der liebe Gott wird es sicher lohnen.

Notizen eines katholischen Missionsarztes

V.

Patienten in und außer dem Hause kamen in letzter Zeit mehr denn je. Auch die Reisen mehrten sich durch den Besuch der Zweigstationen der Mission. Einmal legte ich mit meinem festen Chebrolet-Auto in vier aufeinanderfolgenden Tagen 474 Meilen zurück.

Kürzlich kamen zwei neue katholische Missionsärzte in Südafrika an. Beide entstammen dem Missionsärztlichen Institut von Msgr. Becker in Würzburg. Die eine, Dr. Anna Heukamp, arbeitet wacker unter schwierigen Verhältnissen in dem Eingeborenenviertel von Alival North in Verbindung mit den Vätern vom hl. Herzen und den Schwestern vom Hl. Kreuz. Der andere, Dr. Johannes Pattis, soll bei den Mariannahiller Missionaren in Triashill, Rhodesia, wirken. Augenblicklich besucht er seine Kollegen in Natal und flößt uns allen neuen Mut ein durch seine frohe Begeisterung für die Arbeit, die seiner wartet.

Wir haben unsere Armenapothek für auswärtige Patienten Christus dem König geweiht. Die fünf Räume des Hauses, die schöne kleine Statue des Christkönigs und all die Medizinien in den Fächern wurden einzeln feierlich gesegnet mit den betreffenden schönen Gebeten des Rituale. Eben feierten wir das Patronatsfest unserer Armenapothek. Die kleine Statue war ganz von Blumen umgeben. Acht kleine Patienten vom St. Vinzenz-Waisenhaus hielten in ihren schwarzen Patschhändchen einen Strauß wilder Blumen „für Jesus“. Sie hatten sie auf dem Wege vom Waisenhaus zur Apothek gepflückt. Der gute Krankenbruder vom Kloster brachte noch eine Vase schöner Gartenblumen.

Unter unseren Patienten sind neben den Schwarzen auch immer einige Indier. Aber einen von diesen zu überreden im Hospital zu bleiben, ist gewöhnlich ganz unmöglich, mag sein Zustand noch so ernst sein. Vielleicht wird diese Schwierigkeit in unserem neuen Hospital beseitigt, wo die Räumlichkeiten eine getrennte Behandlung von Indiern und Eingeborenen erlauben.

Kürzlich trug ich aber doch in einem ganz interessanten Fall den Sieg davon. Ein schwerkranker indischer Knabe, 16 Jahre alt, wurde zu unserer Armenapotheke gebracht. Augenscheinlich hatte er eine akute Blinddarmenzündung gehabt, die nicht behandelt worden war. So hatte sich ein größeres inneres Geschwür gebildet. Meine Zumutung, er solle sich in unserem Spital einer Operation unterziehen, wurde sofort ganz entschieden zurückgewiesen. Dann bat ich um die Erlaubnis eine Nadel in die Geschwulst stechen zu dürfen, um mich zu versichern, daß es wirklich ein großes Geschwür sei. „Vorausgesetzt, daß er nachher heimgehen kann, darfst du das tun“, sagte der Vater. So zog ich bald eine Spritze voll übelriechenden Eiters heraus und bat wieder um die Erlaubnis operieren zu dürfen. „Wenn der Bub nachher im Hospital bleiben muß, dann nicht!“ Da erbat und erhielt ich die Erlaubnis, wenigstens einen kleinen Einschnitt machen zu dürfen um den Eiter heraus zu lassen mit dem Versprechen, daß der Patient nachher heimgehen könne, falls sie darauf bestünden. Das hielt ich für weniger gefährlich als ihn jetzt heimgehen zu lassen. Das Geschwür hätte ja auf dem Wege aufbrechen können. Ich gab ihm einwenig Chloroform und öffnete den Abszess durch einen kleinen Einschnitt. In diesem Augenblick erhob sich glücklicherweise ein kalter Wind. Vor dem hatten die Eltern und Freunde des Knaben weit mehr Respekt als vor all meinen medizinischen Ausführungen. Sie entschieden, daß sie in Anbetracht des kalten Windes den Knaben mit seinem Vater für nur zwei Nächte im Hospital zurücklassen müßten. Als die zwei Nächte vorüber waren, bewahrten wir alle ein diskretes Schweigen, redeten garnicht von einem Heimgehen, und so machte auch niemand den Versuch, ihn wegzuholen. Ungefähr drei Wochen blieb er bei uns. Während dieser Zeit heilte sein Unterleibsleiden gut aus, trotzdem die Operation so unzulänglich war. Doch hatte er immer noch etwas Fieber, das augenscheinlich andere Ursachen haben mußte. Gern hätte ich ihn noch länger dabehalten, um ihn ganz kurieren, aber dieser Wunsch wurde nicht erfüllt. Als er fort war, fragte ich mich oft im Stillen ob er wirklich ganz gesund und kräftig geworden sei. Meine Zweifel wurden bald zerstreut, als der Knabe mit seinem Vater uns einen Höflichkeitsbesuch machte, nur um uns zu zeigen, wie gesund und verhältnismäßig dick er geworden sei. Mit seiner sonderbar krächzenden Stimme suchte der Knabe ein englisches „Danke schön“ herauszubringen und sein Gesicht strahlte dabei vor lauter Freude.

Dr. R. Mc. Murtrie, Mariannahill

Der Europäismus im Missionsbetrieb von Mariannahill

Südafrika hat zwei Schmerzenskinder: Trockenheit, die sporadisch auftritt und die Eingeborenen-Frage, die als konstanter Faktor sich überall hineinmultipliziert. Gegen die Trockenheit möchte die Ausführung des Schwarz'schen Projektes über die Bewässerung der Kalahariwüste etwa arbeiten, und für die Lösung der Eingeborenen-Frage käme etwas guter Wille in Anbetracht.

Weil die Christianisierung der Eingeborenen innig mit der politisch-sozialen Eingeborenen-Frage zusammenhängt, so ist der Missionar gewissermaßen verpflichtet die Auswirkung der Eingeborenenengesetze zu kennen, besser vorauszuerkennen.

Mit Staunen sehen die Weißen, obschon sie die Herren des Landes sind, den größten Teil des Bodens in Besitz haben, Goldbergwerke betreiben und Diamantfelder ausbeuten, daß dies alles nicht reicht, wie ein Teil ihrer Leute augenscheinlich verarmen. Man zählt heute 120 000 — 160 000 verarmte Weiße; es sind meistens Buren.

Merkwürdigerweise kennen die Europäer die Ursache dieses Niederganges nicht. P. Franz war kaum drei, vier Jahre in Südafrika, als er das Übel in seinen leifesten Anfängen erkannte und auch praktisch Abwehrmittel gebrauchte. Leider drangen seine Ideen nicht durch.

Nun meint eine Gruppe von Weißen, an dieser ihrseitiger Abwärtsbewegung trage der Aufstieg der Eingeborenen die Schuld und da müsse ein Kiegel vorgeschoben werden und so kommen heuer 1928 wieder vier neue Eingeborenengesetze im Parlament in Kapstadt zur Beratung.

Natürlich geht solchen Geschenktwürfen immer auch in den Zeitungen ein Gedankenaustausch voraus und man sieht, wie an dieser Stelle in Südafrika sich wirklich die Geister scheiden. (In Parenthese sei bemerkt, die in Südafrika geborenen Weißen zeigen selten jene Geistesreise, die den Alteuropäer charakterisiert, vielleicht ist's ein Vorzug, wenigstens zum Aufbauen.)

Auch in europäischen Missionszirkeln scheiden sich die Geister bezüglich der Methode. Um hier klarer zu sehen, wollen wir doch einmal die geschichtliche Entwicklung der großzügigen Missionsmethode der Europäisierung in Augenschein nehmen. Die Machtlosigkeit der Einzelnen gegenüber dieser völkerpsychologischen Erscheinung wird so begreiflich werden.

Das neue in die Höhe strebende Südafrika beginnt mit dem Jahre 1820. 1806 hatte England die Kolonie am Kap der guten Hoffnung befehlt, auf dem Wiener Kongreß 1814 dauernd erhalten und in England tauchte damals die Idee, um Arbeitslosigkeit zu steuern, auf, arme Engländer nach Südafrika zu senden. 1820 wurde dieser Plan ausgeführt und so stiegen in der Algoabay etwa 5 000 Engländer als Kolonisten an's Land. Diese Leute aus der ärmsten Schicht Englands bildeten den Sauerteig für den Progreß des letzten Jahrhunderts. Das Unternehmen, so wie es geplant war, schlug gänzlich fehl. Die Leute gerieten nach dem dritten Jahre ihrer Ankunft in bittere Not; schließlich retteten sie sich durch den Handel mit den Kosa. Man hielt Wochenmärkte, vertauschte Elfenbein und Häute mit Europäer-Ware; an der Algoabay wuchs eine Stadt empor „Port Elizabeth“, so benannt zu Ehren der verstorbenen Gemahlin des damaligen Gouverneurs.

Von diesem Port Elizabeth ging die Europäisierung der Bantu aus. 1820 war nichts weiter dort als Sand, und hier haben die Europäer mit den Kosa eine Stadt aufgebaut. Auf einem kleinen Platz entstand eine dichte Bevölkerung. Wie die Bevölkerung sich verdichtet, kann Ar-

beitsteilung durchgeführt werden, und damit ist die Grundlage für europäische Hochkultur geschaffen. Die Bantu, welche sich dauernd in der Stadt niederließen, wurden zu Europäern umgeformt, ihr Europäertum ist aber nicht aufgeklebt, sondern sitzt so organisch, wurzelnhaft wie das, der hier geborenen Weißen. Nun besteht für die Eingeborenen zwischen Stadt und Land ein Verkehr wie Ebbe und Flut und so wirkt die Europäisierung stetig; bis heute hat ein Sechstel der Bantubevölkerung das Europäertum angenommen. Soweit ist alles gut; nun finden aber die Weißen, daß es für sie besser wäre, der Fortschritt der Bantu höre gerade dort auf, wo ein etwas höherer Lohn bezahlt werden müsse und teilt die Arbeit in „skillful“ (geschicktere, gelernte) und unskilled“ (ungelernte) Arbeiten. Die Erstere sei für die Weißen; die letztere für die Eingeborenen. Die Eingeborenen, die heute die Bibel kennen, wenden immer und immer wieder die Stelle auf sich an, wo die Gabaoniten als „Holzhauer und Wasserträger“ weiterbestehen konnten.

In den Hafenstädten Südafrikas ist ein Völkergemisch aus Asiaten von Bombay, Madras, Kalkutta, aus Chinesen, Malayen, aus Europäern von Griechenland bis Norwegen, welche letztere meistens die Fischerei an der Küste in Führung haben; doch der Bantu lehnt alle und alles ab bis auf die englische Hochkultur, die er will.

Man dürfte leicht erkennen, wie mit solchen Zuständen der Missionar wohl rechnen muß, aber diese nicht ändern kann. Die Missionstätigkeit zerlegt sich somit in zwei Teile. Der eine Teil ist die Christianisierung der Heiden, die in ihren Landbezirken wohnen, worüber in diesem Blatte immer eingehend berichtet wird, doch der andere Teil ist die Leitung der jungen Christen über die Schwierigkeiten und Hemmungen, welche die Neuzeit bietet.

An den Hemmungen der Neuzeit können aber die Erfolge, die auf dem Lande errungen wurden, wieder verloren gehen. Um eine zweckdienliche Führung herzustellen, müssen eben auch neuzeitliche Mittel angewandt werden, um dieses zu ermöglichen ist eben diese neue Zeit einem eingehenderen Studium zu unterwerfen; vor allem ist die Geschichte dieses letzten Jahrhunderts, soweit es den geistigen Horizont der Bantu beeinflusst hat, besser zu kennen.

Auch der Missionar muß sich die Frage vorlegen: Wem wird Südafrika zugehören, wer mag gewinnen, das Christentum, hier der Katholizismus gemeint, oder ein Neuheidentum?

Um den Einfluß des Europäismus auf die Bantu beurteilen zu können, gibt man, wie schon gesagt, am besten seine Geschichte; Geschichte erklärt gewöhnlich recht gut. — Auch die Buren waren anfänglich Europäer und haben ebenfalls einen Europäismus verbreitet, dieser hatte nicht das Blendende des Englischen und die Bantu haben nie die Hände nach ihm ausgestreckt.

Der Europäismus, der von der Algoabay ausstrahlte war anfänglich ein mildes Licht. Jene Engländer, selbst mit den Zeichen der Armut gestempelt, haben in jenen Tagen keinerlei Herrschaft über die Bantu ausgeübt, sondern mußten in der Rolle des Tauschhändlers auftreten.

Weiter war bei diesen Kolonisten ein junger wesleyanischer Reverend, der jedenfalls sein Christentum sehr ideal auffaßte, unter die noch ganz selbstständigen Bantustämme ging und innerhalb von zehn Jahren ein geographisch weit ausgreifendes System von Missionsschulen gründete. Damals war dieser Europäismus eine junge noch genießbare Pflanze und die Eingeborenen vertrauten auf ihn.

Diese Missionsschulen brachten neue, große Ideen, wenn auch in protestantischer Form; in der Nacht der afrikanischen Unwissenheit waren sie noch hell genug. Dann lehrten sie die Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens und vor allem erhielten die Eingeborenen durch den Erwerb der englischen Sprache ein Seil, an welchem sie sich tatsächlich emporzogen. Heute ist die allgemeine Kenntnis des Englischen der klebende Kitt, der die Bantu als Masse einigt; wie wir später sehen werden, wäre manches, das derzeit geschieht, ohne die Kenntnis des Englischen nicht möglich. So verlief das Leben rund um Port Elizabeth, East London für eine halbe Generation sehr gemütlich; als aber diese Kolonisten zu Reichtum, der in Vieh bestand, kamen, so reizte das Vieh die benachbarten Häuptlinge, die ihre jungen Leute nachts ausschickten, das Vieh zu stehlen. Die Weißen holten das Vieh auch mit Gewalt — man hieß es Krieg — und nach Friedensschluß hatten aber die Eingeborenen wieder ein Stück Land verloren. Da aber noch viel Land da war, so ward der Verlust nicht allzusehr empfunden; Mission und Handel gingen ruhig weiter. Sehr beruhigend wirkte die geniale Politik vor: Sir Georg Grey (1856), der die Herrschaft der Engländer in Südafrika befestigte. Er machte die Häuptlinge zu Beamten mit Gehalt und kam den Eingeborenen weitherzig entgegen. Die Bantu fürchteten die Buren und diese Furcht trieb sie an, sich unter englische Schutzherrschaft zu stellen; die Eingeborenen in der Kapkolonie erhielten unter leichten Bedingungen Wahlrecht und wurden vielfach mit den Weißen gleichartig behandelt. Das ging so bis zum Jahre 1910.

In diesem Jahre wurden — nachdem die Burenstaaten am Orange und ins Transvaal den Krieg mit England 1900 verloren hatten — diese Staaten mit der Kapkolonie und Natal zur Südafrikanischen Union vereinigt. Im gesetzgebenden Parlament zeigte sich bald die numerische Überlegenheit der Buren und 1913 war schon das erste Eingeborenengesetz, der „Landakt“ da.

Die Buren haben schon lange den Zusammenhang mit Holland verloren und die Idee eines wirtschaftlich selbständigen Südafrikas liegt gleichsam in der Luft. Bis hierher hatte eigentlich niemand einen Widerspruch. Daß den Weißen die Oberherrschaft zukomme, halten diese

für selbstredend, nicht aber die Bantu; die lehnen den billigen Arbeiter, den sie machen sollen, den „Holzspalter und Wasserträger“ entschieden ab und verlangen Gleichberechtigung und haben sich nach 1910 ebenfalls politisch organisiert. Gerade heute bringt die Zeitung Nachricht von zwei solchen Körperschaften, die ihre Tagungen hielten; die eine tagte in East London, die andere in Bloemfontein. Beide faßten ihre Beschlüsse in modern korrekt juristischer Form, um sie an die Behörden gelangen zu lassen. Die junge Intelligenz der Bantu hat sich die parlamentarische Form zu eigen gemacht und bewegt sich da auffallend sicher und korrekt; die neue Waffe des gesetzlichen Weges versteht man zu gebrauchen und zwar mit Ausdauer.

Die angedeutete Situation hat der Missionar wohl zu beachten, um auf diesbezügliche Fragen sich gefaßt zu machen.

Wie man sieht, ist der Europäismus, in irgend einer Form, auf dem Gebiete der Mission die treibende Kraft. Ist der Europäismus eine so allgemeine Tätigkeit — oft erkennen die funktionierenden Leute ihr Tun gar nicht — so gibt es sicherlich auch Abstufungen, Arten in Ziel und Zweck und ebenso sicher steht hinter jedem einzelnen Geschehnis, hinter jedem einzelnen Akt der Europäisierung irgend ein Wille — vornehmlich der Wille zur Macht.

Sieht man weiter über den Erdball hin, so zeigt der Europäismus sich als kosmopolitische Größe, eine Macht, die jedermann bearbeitet, beansprucht; hier drückt einer den anderen. Ein Beispiel wird das dartun.

In England heißt ein Metallgefäß, besonders eines von Eisen, „Pot“. Diesen Namen kann man auch in der Südsee (Marschallinseln) finden: „ain-pot“, eiserner Topf (der englische Einfluß zeigt sich auch in „poteto“ — Kartoffel) In Zulu trifft es ebenfalls auf: „i bod-we“, (eiserner Topf); hier mußten auch Zusätze gemacht werden, damit das Wort sich grammatikalisch weiter verarbeiten läßt, auch mußte es sich eine kleine lautliche Änderung gefallen lassen, der explosive Charakter des Luftausstrittes wurde geändert, man sprach das Wort verlangsamt, damit es nicht mit „i-Potwe“, Name eines Vogels, gleichlautend wurde.

Der Grund, warum sich dieser Topf so erfolgreich überall einführt, ist folgender. Er ist ein guter Handelsartikel, weil er einem tiefgefühlten Bedürfnis einfachst abhilft. Er ist aus Eisen gegossen und hat drei Füße, so daß er leicht stand sicher bequem irgendwo im Freien zum Kochen gebraucht werden kann.

In Afrika wird er viel verwendet. Als vor dreißig Jahren, wo es noch nicht so viele Eisenbahnen gab und der Verkehr mit Ochsenwagen vor sich ging, die Ochsen aber im Winter fast kein Futter fanden, und für einige Monate der Frachttransport aufhörte, da mußten die entlegenen Stationen für diese Monate sich verproviantieren. Man sah

damals viele Frachtwagen vor dem Magazin zu Mariannhill ihren Wintervorrat nehmen. Ein großer Wagen mit sechzig Zentnern befrachtet und als letzte Last kamen immer diese eisernen Töpfe, die Füße in die Höhe gerichtet; achtzehn Ochsen mit ihren Hörnern, voran ein Bub mit dem Leitseil, ein Fuhrmann mit einem drei Meter langen Peitschenstiel, das alles formte ein geschlossenes Bild, und welch ein Leben, wenn sich das Ganze bewegte.

Nun ein solches Fuhrwerk hat sicherlich seinen Beitrag zur Europäisierung geliefert und unter den Bantu die Idee des Handels, kräftigst eingeführt, auch auf die rascher arbeitende Eisenbahn vorbereitet, so daß gerade heute Eingeborene starke Benutzer der Eisenbahn sind. Die Eisenbahn erzieht aber auch, sie lehrt den Zeitbegriff ungemein verschärfen.

Ähnlich wie der gußeiserne Topf wirken alle Handelsartikel, auch wenn sie gar keinem notwendigen Bedürfnis abhelfen. So wirken die Mundharmonika, die Ziehharmonika, die Zither, die Blechtrompete. Man sagt, die Wilden verstehen sich auf Musik. Dem ist keineswegs so. Es sind nur die für die Musik talentierten Leute, welche sich die Kosten für ein Musikinstrument auferlegen; die Abrigen haben kein Geld für ein Instrument. Doch gerade, weil diese Instrumente sich direkt an die Talentierung wenden, so wirken sie kulturumbildend; denn von der Betätigung der Talente hängt der Kulturaufstieg ab. So gering diese Wirkung praktisch sich fühlbar machen kann, so ist sie doch da, und erleichtert das Zustandekommen anderer Fortschritte.

Wir haben gesehen, wie der Europäismus eine Energie ist, die sich unbekümmert um den Missionar auswirkt; gewiß ist das Thema noch nicht erschöpft, im Gegenteil, es sollte auf seine verschiedenen Arten und Formen eingegangen werden. Um dem Europäismus besser beizukommen, auch damit sich die Geister leichter scheiden können, sollten ihm erklärende Zusätze beigegeben werden — ein erklärendes Beiwort, sollte vorgestellt oder ein auf die Sache bezüglicher Satz, ein Relativsatz sollte angehängt werden; man würde weniger aneinander vorbeireden.

Es liegt dem Missionsalmosen die Kraft inne, den Geber auch in der Ferne zum Gehilfen apostolischer Männer und zum Teilnehmer an ihren Verdiensten zu machen.

Leo XIII.

Die Eisenbahnstation Mariannahill

Von Bruder Leonhard Weber, R. M. M.

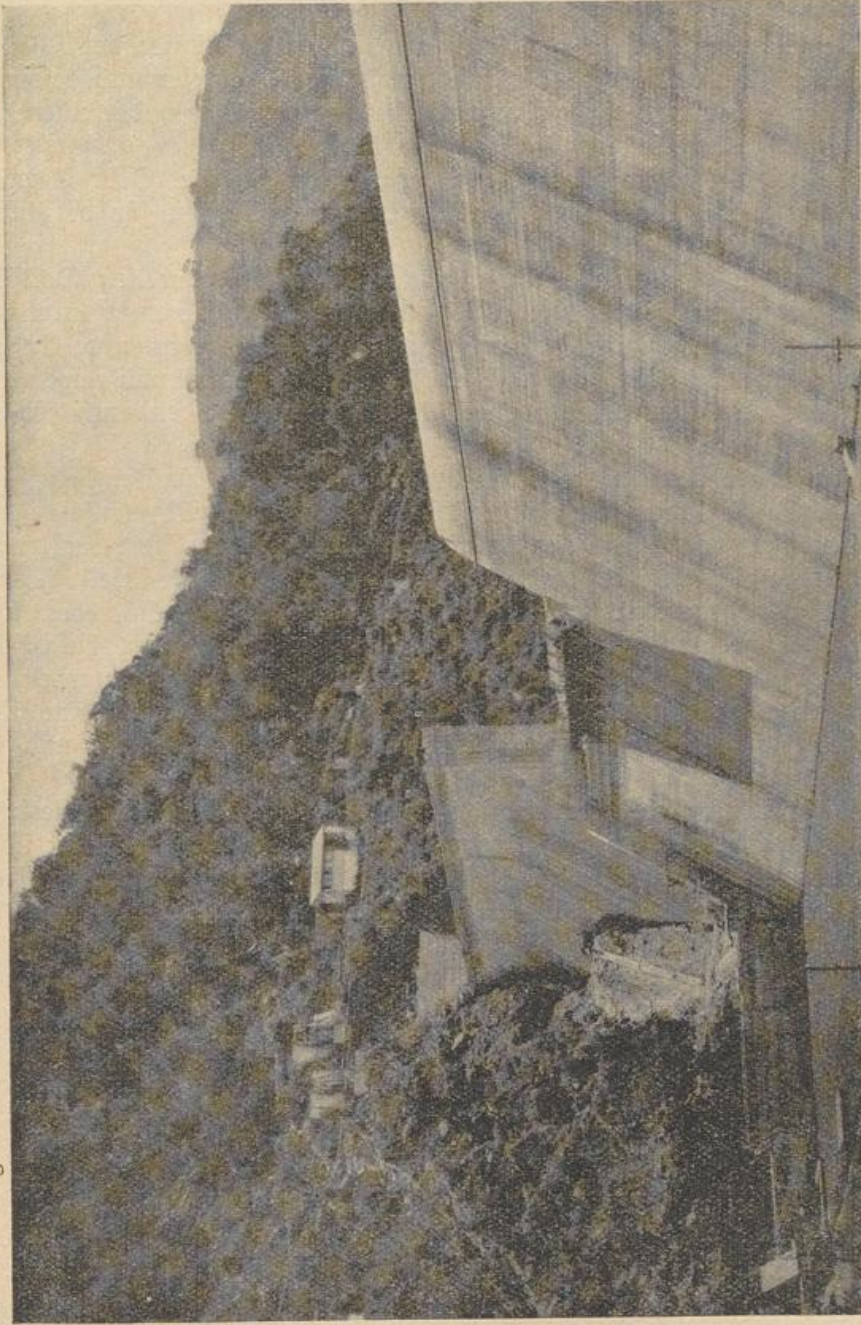
In den achtziger Jahren wurde die erste Bahnverbindung zwischen Durban und dem Hinterland gebaut und weil das nötige Kleingeld zu kostspieligen Bahnbauten noch fehlte, wählte man die billigste Route und folgte den Höhenzügen, wo es weniger Einschnitte gab. Infolgedessen mußte man erst steigen, dann wieder senken und das in starken Gefällen, wo die Steigung manchmal bis auf 1:33 ging. Daß da von großen und schweren Zügen keine Rede sein konnte, lag auf der Hand, man versuchte es mit den schwersten Lokomotiven, die man erhalten konnte, sah aber bald ein, daß man so den starken Güterverkehr nicht werde bewältigen können. Erst stellte man sich die Frage, ob man die Linie nicht doppelgleisig anlegen sollte, entschloß sich aber zuletzt, zu dem einzig richtigen aber auch teuersten Wege, eine neue Linie zu bauen, die in beständiger aber sanfter Steigung von 1:45 die Höhendifferenz überwinden sollte. Es gab da viel Erdbarbeit, sind doch zwischen Durban und Marienburg allein 11 Tunnel.

Diese Linie ist seit 1919 im Betrieb und führt durch die Mariannahiller Farm. Da kann man denn jetzt täglich eine große Anzahl schwer beladener Kohlenzüge sehen. „Mariannahill“ ist eine Station an dieser Linie benannt, welcher Umstand aber schon manchen irre geführt hat, weil Mariannahill selbst von Pinetown-Station viel bequemer erreicht werden kann. Auf dieser Linie laufen auch die schweren Lokomotiven, welche in Deutschland für die südafrikanische Union gebaut worden sind.

Nahe an dieser Linie liegt auch der große Staudamm, welchen die Stadt Durban um vieles Geld errichten ließ, um das nötige Trinkwasser zu bekommen. Es sind von da ungefähr 50 Kilometer nach Durban, und es soll die Anlage etwa 20 Millionen Mark gekostet haben. Man rechnet aber schon damit, daß, wenn Durban in dem Maße wie die letzten Jahre wächst, man einen anderen Fluß, den Umgeni auch noch wird aufdämmen müssen. Von dem Einlaufpunkt des Flusses in den Damm, hat man ein eigenes Bett für den Fluß seitwärts, gegraben, durch welchen bei schweren Güssen, das Wasser geleitet wird, damit es den Damm nicht mit Schlamm und Sand füllen kann.

Bald nach Eröffnung der Linie fuhren an einem Ferientag unsere Schulkinder auf der neuen Linie zu diesem Wasserstauwerk hin, damit sie etwas durch den Anschauungsunterricht lernten. Dieselben waren aber noch nie durch einen Tunnel gefahren. Als der Zug nun in den Tunnel einfuhr, stießen die Kinder alle auf einmal ein Schreckensschrei aus, sie sahen nichts mehr und meinten, nun fahren sie ins Verderben. Als aber der Zug am andern Ende wieder herauskam und wieder Licht wurde, sahen die Lehrer, daß die Kinder sich vor Schrecken auf den Boden des Waggons geworfen hatten. Neulich passierte auch in einem der Tunnel ein Unglück mit einer der neuen Maschinen. Bei der Einfahrt in den Tunnel hatte der Maschinist den Dampf abgESPerrt, aber im Tunnel, man weiß nicht wie, öffnete sich vor dem Maschinisten und Heizer ein Ventil, wodurch die beiden Männer verbrüht wurden.

(Unmerk. d. R.: Mariannahill hat auch eine eigene Poststation.)



Eine Salsperre in Südafrika: der noch nicht vollendete Staudamm, der das
50 Kilometer entfernte Durban mit Wasser versieht. (Mariannhill)

Vorurteile der Eingeborenen

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

Die Eingeborenen gehen nicht gerne in die Hospitäler der Weißen. Diese sind meistens in den Städten, wo Arzt, Apotheker und geschultes Personal ist. Neun von zehn ziehen es vor, außerhalb derselben ihre Krankheit zu kurieren.

Der heidnische Eingeborene hat dafür viele Gründe. Sein Argwohn und sein Aberglaube hält die Medicinen der Weißen für verzaubert oder gar für Gift.

Er zieht es vor, kuriert zu werden von seinen eingeborenen Doktoren. Diese gebrauchen Heilkräuter, Fett von gewissen Tieren, Baumrinde, Abführ- und Brechmittel, machen Einschnitte in die Haut usw. Er sagt, diese Medicinen haben schon seine Vorfahren gekannt und angewendet bei allen möglichen Krankheiten. Also müssen dieselben auch für ihn hinreichend sein.

Wandernde eingeborene Medicinmänner oder Heilkünstler bekräftigen noch diese Ansichten und den Aberglauben ihrer Mitmenschen und machen Geld von wertlosen Kuren, indem sie von Kraal zu Kraal gehen.

Manche Eingeborene sind der Meinung, daß, wenn sie in ein Hospital der Weißen gehen, sie dem sicheren Tode geweiht sind. Städtebewohner, welche Eingeborene als Arbeiter oder Diener beschäftigen, haben ihre liebe Not sie zu überreden, bei Krankheit in ein Spital zu gehen. In den meisten Fällen werden die Eltern oder Verwandten auf eine überraschend schnelle Weise benachrichtigt, welche dann kommen und den Kranken nach Hause nehmen in seinen Kraal.

Ein gebildeter Eingeborener sagte mir selbst einmal, daß manche seiner Landsleute es als ein großes Unglück ansehen, wenn einer von ihnen in einem europäischen Hospital stirbt. Sie sind der Meinung, daß nach dem Tode die Leiche seciert wird und innere Teile entfernt werden.

Noch etwas macht die europäischen Spitäler bei den Eingeborenen unbeliebt, sie lieben ein solides, festes Essen und können sich sehr schwer an die Diät gewöhnen wie Milch, leichte Suppen usw.

Nächstes Jahr wird eine, von der Regierung eingesetzte Kommission in Pietermaritzburg, der Hauptstadt von Natal, eine Sitzung haben, um über die Spitalfrage zu beraten. Material liegt vieles vor, welches zum Teil sehr interessant ist. Die Frage über Behandlung, Pflege, Diät und Abwechslung in der Krankenkost bietet viel Stoff zum Beraten.

Vor allem ist bei der Erörterung der Frage über die Abneigung der Eingeborenen gegen die europäischen Spitäler und ihre Behandlung daselbst zu bedenken, daß Aberglaube eine große Rolle spielt.

Der Eingeborene ist konservativ. Wie zähe er am Alten festhält, davon könnten unsere P. Missionare und auch unsere Missionsärzte, wie z. B. Dr. med. Kohler, vieles und Interessantes erzählen.

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

Von Joseph Spillmann S. J.

Nachdruck verboten *)

I. Eine tiefe Aluft

Der letzte Mai des Jahres 1529 war ein so wunderlieblicher Frühlingstag, wie nur einer jemals über Stadt und Amt Zug aufgegangen ist. Der klare Himmel spiegelte sich wider in der blauen Fläche des Sees; die Buchenwälder am östlichen Ufer waren dicht belaubt und von fröhlichem Vogelsange belebt; die schönen Matten mit ihrem frischen Grün, welche nahe dem Städtchen die sanften Abhänge des Jugerberges bedecken, sahen einer baldigen Heuernte entgegen, und von den Weiden her tönte das Glockengeläute der Herden und das Tobeln der Hirten. Malerisch hob sich das liebliche Seebild von dem wundervollen Hintergrunde ab, der dasselbe begrenzt. Da steht links der königliche Rigi, rechts im Westen der Pilatus mit seinen zackigen Gipfeln, und zwischen diesen beiden herrlichen Bergen hindurch genießt das Auge diese unbeschreiblich schöne Fernsicht auf die Gletscher des Berner Oberlandes, welche über die waldigen Höhen des Riemens und die blauen Rämme von Unterwalden hinweg ihre mit ewigem Eis bedeckten Häupter hoch in die klaren Lüfte emportragen.

Zwei Reiter ritten auf dem Pfade, der damals an Stelle der jetzigen Straße längs des Seeufers von Arth nach Zug führte. Die Sonne stand schon hoch über den Bergen und sandte kräftige Strahlen ins Tal. So ließen die beiden ihre Rosse langsam fürbaß gehen, als sie den kühlen Schatten des Buchenwaldes unterhalb Walchwil erreichten. Der eine von ihnen, ein stattlicher Mann, in reichen dunklen Samt gekleidet und einen waldenden Federbüsch auf seinem Hute, schien wenig Anteil an dem blauen See und dem fröhlich grünenden Walde zu nehmen. Ernst, fast finster ritt er des Weges. Um so fröhlicher schien der schmucke Jüngling. Ein munteres Jägerliedchen summend, war er eine gute Strecke geritten, als er seiner frohen Laune die Zügel schießen ließ und eines der Spottlieder anstimmte, wie sie in jenen aufgeregten Tagen sowohl hüben als drüben gesungen wurden:

„Nichts sollen ihnen nützen
Die Papst- und Bischofsmützen:
Wir han den wahren Glauben,
Der ist besser als Bischofshauben.“

Da warf der ältere Reiter sein Pferd herum und rief: „Juncker Frei — wo denkt Ihr hin? Wollt Ihr Euern Hals zu Meister Hans tragen? Wahrlich, wenn Euch jemand hörte, Ihr könntet heute noch im Armensünderturme übernachten! Habt Ihr denn so bald vergessen, was wir gestern in Schwyz erlebt?“

„Beim Himmel, Herr Edlibach! Ich muß Euch für die Mahnung danken“, sagte der Juncker, unwillkürlich mit der Hand zum Halse fahrend. „Ja, diese Papisten lassen nicht mit sich spassen; das haben wir an dem armen Prädikanten Kaiser gesehen, den nicht einmal die Fürsprache Zürichs vor dem Holzstoße schützen konnte. Nun, wenn Zwingli nicht gelogen hat, muß er jetzt im Himmel sein; aber tauschen möcht' ich doch nicht mit ihm.“

„Wir werden in einem halben Stündchen in Zug sein“, fuhr der Herr fort, dem der Juncker den Namen Edlibach gegeben hatte. „Da wäre es mir lieb, wenn Ihr Euch etwas unter das Volk mischtet und die Stimmung des gemeinen Mannes erforschet, während ich bei Bannerherr Rolin vorspreche. Die Juger sind ein gemüthliches und gesprächiges Völkchen; wer mit ihnen freundlich ist, dem vertrauen sie leicht das Herz.“

„Zu dem Rolin wollt Ihr? Man sagt, er sei einer der allerschlimmsten Papisten. — Doch richtig, Ihr habt ja gar keinen Sohn zu Zürich in Eurem Hause.“

„Der Bannerherr Wolfgang Rolin ist ein sehr ehrenwerter Mann und wiegt viel bei den Katholischen. Ich habe ihn auf manchen Sagsakungen getroffen und bei Marignano neben ihm gekämpft. Er zählte bisher zu meinen Freunden.“ Dann setzte Edlibach wie in Gedanken bei: „Ob das auch fernerhin so bleiben kann, wird sich ja heute zeigen.“

Die scharf ausgeprägten Züge des Redenden hatten bei diesen Worten

*) Aus „Wolken und Sonnenschein“, Herder, Freiburg im Breisgau.

einen herben Ausdruck angenommen. Er faßte die Zügel strammer, beide ritten in einem kurzen Trab voran. Bald bogen sie um den letzten Vorsprung des Berges, und das freundliche Städtchen mit seinen Thürmen und Mauern lag vor ihnen.

„Ei der Tausend!“ rief der Junker, „das Nest ist ja gar nicht so übel. Was ist denn das für eine stattliche gotische Kirche, deren schlanker Turm dort so hoch über die Stadtmauern hinwegschaut?“

„Das ist Sankt Oswald. Hans Felber — derselbe, der in Zürich die Wasserkirche baute — hat sie aufgeführt. Es ist aber nicht ihre Pfarrkirche; die heißt Sankt Michael und steht droben am Berge. Die Zuger wollten sie zwar auch innerhalb der Ringmauer bauen; aber da hätten die Engel jede Nacht die Steine auf den Berg getragen — sagen sie — Doch da sind wir ja.“

Als Edlibach die letzten Worte sprach, dröhnte der Hufschlag der Pferde bereits auf der Zugbrücke, und jetzt ritten sie durch das Oberwylor Tor ein. Manches Fenster wurde geöffnet, als die stattlichen Reiter vorübertrabten.

Da hieß es: „Was ist denn das, Frau Nachbarin?“

„Weiß nit — wißt Ihr es nit, Kreuzen?“

„He, es werden Luzerner oder Züricher sein, den weißblauen Federbüschen nach. Wird sich gleich zeigen, wenn sie da drunten an der Kirche vorbeireiten. Da haben wir es — Zwinglische Reher sind's; hat keiner auch nur um eine Hand breit seinen Hut gerückt. Doch da biegen sie um die Ecke — muß doch die Magd, die Grete, auf den Platz hinunter schicken, damit wir erfahren, ob und bei wem sie absteigen.“

„Jedenfalls beim Bannerherrn Rolin; verlaßt Euch drauf, Frau Nachbarin; der hat noch am meisten Verbindung mit den Zürichern.“

„Aber nicht in der Religion, das laß' ich ihm nicht nachsagen. Er ist ein frommer Herr; hat noch vorletzten Sonntag gar erbaulich seine Andacht gehalten.“

„Je nun, was läßt er denn seinen Sohn die ganze Zeit in Zürich draußen? Wenn der nicht eines Tages als ein leidiger Reher heimkommt, so will ich Hansjörg heißen.“

Solches uund ähnliches verhandelten die um das Wohl des Nächsten allzeit

bekümmerten Frauen von Zug, bis die Glocke vom Zeiturme her die Mittagsstunde verkündete.

Die beiden Reiter waren inzwischen auf dem Plage unter der Linde angekommen und beim Gasthose zum Ochsen abgestiegen. Der Junker blieb daselbst, Edlibach aber schritt sofort quer über den Platz der Wohnung Rolins zu — das stattliche Eckhaus mit seinen altertümlichen Formen ist heute noch eine Zierde des Städtchens. Wer gerade des Weges kam, blieb stehen und schaute verwundert der stolzen Gestalt des Züricher Ratsheeren nach, bis sie in der Türe des Rolinschen Hauses verschwand.

Man hatte den Fremden kommen sehen. Der Bannerherr eilte ihm auf der Treppe entgegen und bot dem Gast mit einem herzlichen „Willkomm“ die Rechte. Rolin war ein Mann in seinen besten Jahren, voll Kraft und Entschiedenheit. Ein offenes Wesen und ernste Würde sprach aus den edeln männlichen Zügen und leuchtete in dem hellen, sichern Blicke. Das einfache Hauskleid aus dunkler Wolle, wie es der vornehme Bürger damals zu tragen pflegte, stach seltsam ab gegen den prächtigen Anzug des in Samt und Seide prunkenden Züricher Patriziers.

Der Bannerherr führte seinen Gast in die Stube.

„Ihr müßt entschuldigen, Edlibach, wenn die Bewirtung etwas langsam ist. Ihr wißt es wohl, seit die Lisbeth selig“ — und er deutete auf ein mildes Frauenbild an der Wand — „droben bei Sankt Michael ruht, führe ich ein Witwerleben. Doch, Gott sei Dank, mein Töchterchen, die Hedwig, ist noch da, und in ihr lebt mehr und mehr die selige Mutter wieder auf. Und was macht denn mein Bub, der Wolfgang?“

„Ist gesund und wohl und verspricht ein ganzer Schweizer zu werden“, erwiderte der Züricher.

„Gut, gut! Jetzt nehmt Platz — gleich werde ich zurück sein“, sagte Rolin, im Begriffe, die Stube zu verlassen.

„Wie ich es ihm nur sagen werde? — Aber, mußte ich nicht? Was man nicht ändern kann, soll man gewähren lassen.“ So sprach Edlibach zu sich selbst, indem er langsam die Stube auf und ab schritt. Dann fiel sein Blick auf ein schönes Bild der schmerzhaften Mutter Gottes, welches, mit frischen Maiblumen geschmückt, in einer Nische stand. Aber er wandte das Auge rasch weg, als hätte er etwas

Unangenehmes geschaut. So ließ er es durch die Stube schweifen, über die Wände, die mit dunklem Eichenholz gefäsel und mit Schnitzwerk geziert waren, und über die hohen, hellen Fenster, in denen schmutze Wappenschilder im Sonnenstrahle glühten. Schließlich blieb er vor einem blanken Helme und Brustharnische stehen, der an des Zimmers Rückwand hing.

So traf ihn der Bannerherr, als er mit Bechern und einer Kanne Wein zurückkam.

„Kennst Ihr ihn noch, Edlibach? Es ist derselbe, den ich bei Marignano trug, wo Ihr mir das Leben gerettet habt.“

„Erinnere mich! Ihr hattet Euch zu kühn vorgewagt und waret wirklich arg im Gedränge. Mancher Zuger hatte an jenem blutigen Tage seine Rettung dem Züricher Gewaltthausen zu verdanken — das solltet ihr uns nicht vergessen.“

„Wir sind zu jedem Dank bereit, den man getreuen, lieben Eidgenossen zumeisten kann.“

„In der That! Und wie steht es denn mit dem Bündnisse, das ihr und die Waldstätte mit König Ferdinand zu Feldkirch verabredet und zu Waldshut beishworen habt?“

„Herr Edlibach“, sagte Kolin, sich mit Würde erhebend, „habt Ihr als alter Gastfreund hier vorgesprochen, oder als Bote des gestrengen Rates von Zürich?“

„Als beides“ — war die kurze Antwort.

„Ich bin nicht Ammann, wie Ihr wißt; Oswald Soß ist Ammann“, sagte Kolin.

„Ich weiß es. Aber ich möchte lieber erst mit Euch, meinem alten Freunde, verhandeln; sind wir zwei e i n e r Meinung, so können wir miteinander zu Soß gehen.“

„Wie Ihr wollt. So will ich erst den Gastfreund bewirten und nachher den Gesandten vernehmen.“

Jetzt öffnete sich die Türe, und eine Jungfrau voll Bucht und Milde trat ein. „Da kommt mein Töchterlein“, rief Kolin.

„Komm, Hedwig, grüße unsern lieben Hausfreund!“

Das Mädchen trat heran und reichte dem Gaste nach Landessitte die Hand. Dann breitete sie reines Linnen über den Eichentisch, setzte die blankgeschuerten Zinnteller zurecht und sagte: „Herr Edlibach, Ihr müßt vorlieb nehmen; es ist heute Freitag, und den halten die Zuger noch.“

„Ah, so; die Freiheit des lautern

Evangelii ist euch eben noch nicht aufgegangen. Ihr habt den Zwingli noch nicht über das Wort predigen hören: „Was zum Munde eingeht, verunreinigt den Menschen nicht.“

„O das wissen wir auch!“ erwiderte Hedwig. „Unser würdiger Pfarrer Weingärtner, ein Mitbürger von Euch aus Zürich, der aber, dem alten Glauben treu, hierher flüchtete, hat uns die Stelle ausgelegt. Nicht die Speise, sondern der Ungehorsam gegen die von Gott eingesezte Kirche verunreinigt den Menschen, wie auch Adam und Eva nicht durch den Apfel, sondern allein durch den Ungehorsam dem Tode verfielen.“

„Ei, Jungfer, Ihr seid des Kolin Tochter, das sehe ich“, sagte der Züricher lachend. „Schade, daß Ihr bei dem Religionsgespräche auf dem Rathhause in Zürich nicht zugegen waret — ich glaube, Ihr hättet dem Magister Zwingli warm gemacht. Doch ein gut Stück gebratenen Fisches, etwa ein Zuger-Röteli, ist auch nicht zu verachten.“

Hedwig antwortete nicht; sie schaute auf den Vater, als wollte sie sagen: „Hörst du es? Edlibach ist nicht mehr katholisch.“ Eine Magd trat ein und brachte die Speisen. Kolin erhob sich und betete laut den Tisch segnen; seine Tochter antwortete. Dann setzten sie sich zur einfachen Mahlzeit. Nachher räumte Hedwig den Tisch ab und entfernte sich.

Die beiden Männer saßen sich jetzt allein gegenüber. Der Bannerherr schaute Edlibach offen und frei ins Angesicht und sagte: „Herr Säckelmeister von Zürich, was bringt Ihr uns?“

„Eine Klage und eine Forderung“, erwiderte dieser. „Die Klage lautet: Schwyz hat soeben trotz der Fürsprache Zürichs den Prediger Kaiser verbrannt.“

„Der hohe Stand Zürich muß wissen, daß die Kantone in Ausübung der Rechtspflege unabhängig sind“, antwortete Kolin. „Abrißens lautet das Urteil genau nach gemeinem Landrechte. Auf Kezerei steht seit urdenklichen Zeiten der Feuertod. Kaiser hat, obwohl er dies wußte, auf Schwyzer Gebiet die neue Lehre gepredigt. Ich kann den Spruch nicht ungerecht nennen, obschon er hart scheinen mag. Die Erfahrung hat gezeigt, daß wir uns der Zudringlichkeit der Neuerer nur mehr mit Strenge erwehren können — und, Herr Säckelmeister, auch mit Strenge sind wir gewillt, unseren alten, katholischen Glauben zu verteidigen.“

„So schroff antwortet das kleine Zug dem mächtigen Zürich?“ sagte fast spöttisch Edlibach. „Doch freilich — die Waldstätte stehen ja nicht allein; sie sollen, der alten Bünde vergeßend, mit dem Erbfeinde der Schweiz, mit Osterreich, sich verbunden haben; sie sollen dem Könige Ferdinand ihren tapfern Arm leihen wollen, um die ganze neue Lehre in der Schweiz und Deutschland mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wie steht es damit, Bannerherr?“

„Laßt uns ohne Leidenschaft reden“, erwiderte Kolin. „Wer das Feuer der Zwietracht angezündet hat, brauche ich Euch nicht zu sagen. Es waren letzten Neujahrstag gerade zehn Jahre, seit der unselige Mann zum ersten Mal in Zürich predigte. Wie hat sich seither so manches geändert! Herr Edlibach, sagt nur selber, wie wird Euch, wenn Ihr in eure kahlen Kirchen tretet, die vormals so reich und herrlich geschmückt waren? Als ich voriges Jahr zu Zürich war, besuchte ich die Wasserkirche. Erbaut nach den glorieichen Siegen über Karl den Kühnen, war sie mir immer das Denkmal des Ruhmes und frommen Sinnes der Züricher. Die eroberten Banner schmückten sie; die heiligen Reliquien der Stadtpatrone Felix, Regula und Exuperantius wurden in kostbaren Schreinen aus edlem Metalle verehrt. Jetzt sind die Altäre abgebrochen, die Reliquien entfernt, die Glasmalereien zerstört, das Allerheiligste ist nicht mehr da, und nichts ist übrig geblieben als die nackten Mauern. Und wie jener Mann mit der steinernen Kirche verfuhr, so trat er auch zerstörend in den lebendigen Bau, den Christus auf den Felsen Petri gegründet hat. Das hochheilige Sakrament, die glorreiche Mutter Gottes, die lieben Heiligen — alles, was unsern Vätern hoch und teuer war, hat er mit frevelnder Hand hinausgestoßen. Aber nicht damit zufrieden, das alte, fromme Zürich verderbt zu haben, warf er die Brandfakel seiner neuen Lehre auch in die übrigen Kantone der Schweiz. Die Regierungen der größten und mächtigsten haben sich durch den Mammon der Kloster- und Kirchengüter, den er ihnen als Lockspeise vorlegte, schmählich verleiten lassen — Gott verzeihe es ihnen! Das Volk wurde betört, auch wohl, wie im Berner Oberland, mit roher Gewalt gezwungen. Nur die Waldstätte und Zug blieben noch treu. Und nun, was tut Zwingli? Da er sieht, daß seine Lehre

nicht in Frieden angenommen wird, predigt er offen den Krieg gegen uns; Zürich, Bern, Basel, Glarus, Schaffhausen, die Vogteien, der Graue Bund stünden auf seiner Seite — so solle man den Bauern mit der Hellebarde das Evangelium predigen. Ist es nicht so, Edlibach? Sagt „nein“, wenn Ihr könnt!“

„Und da seid ihr hingegangen und habt die alten Bünde verraten und euch dem Könige Ferdinand gegen uns verbrieft“, warf der Züricher hin.

„Die Bünde verraten!“ rief Kolin unwillig; „wer hat das getan? Ich denke doch wohl derjenige, der den alten Glauben verriet, welcher die Grundlage unserer Bünde bildet. Abrißens haben wir nur ein Schutzbündnis mit Ferdinand geschlossen; von Ausrottung des neuen Glaubens ist keine Rede.“

„Also doch!“ sagte Edlibach. „So wißt, daß Zürich die gemessenste Forderung stellen wird, den Brief sofort auszuliefern, und ich richte an Euch das Unsinnen, auf der Sagakung in Luzern alles aufzubieten, um die hartnäckigen Waldstätte zu seiner Herausgabe zu vermögen. Euer Ansehen ist groß; es handelt sich darum, einen Bürgerkrieg zu verhindern, der leicht die Freiheit der Schweiz zu Grabe tragen könnte.“

„Das wolle Gott verhüten!“ entgegnete Kolin ernst. „Wenn aber solches geschähe, so müßte es der Mann verantworten, dessen Hand die Saat ausgestreut hat, welche uns nun blutig zu reifen beginnt!“

„Ist es möglich? Das ist Euer letztes Wort?“ rief der Züricher. „Ich kenne sonst Eure große Liebe zum Vaterlande und weiß, was Ihr für die Schweiz getan habt.“

„Meinen letzten Blutstropfen für sie, aber nie und nimmer den heiligen Glauben unserer Väter“, sagte der Bannerherr mit Nachdruck.

„Also Krieg?“ fragte der Züricher.

„So will es ja Zwingli.“

„Ihr kennt unsere Übermacht nicht!“

„Ich kenne sie; aber wir stehen in Gottes Schutz.“

„Ihr weigert Euch demnach, bei Ammann Toß mit mir für die Herausgabe des Bündnisses mit Ferdinand zu sprechen?“

„Entschieden.“

Edlibach erhob sich und griff nach seinem Hute. Der Bannerherr faßte ihn aber bei der Hand und hielt ihn zurück.

„Unsere amtliche Unterredung ist beendet“, sagte er ernst; „allein ich habe noch ein Wort als Freund mit Euch zu reden. Voriges Jahr noch habt Ihr mir versichert, Ihr seiet dem alten Glauben immer noch treu ergeben, müßtet aber aus Klugheit Eure Gesinnung in Zürich verbergen. Obschon mir das nicht ganz gefallen wollte, hoffte ich damals doch mit Euch, Zürich werde von seinem Reformationsstieber gesunden. So konnte ich Euren Plan, mit noch andern Patriziern von gleicher Gesinnung dort zu bleiben, um im rechten Augenblicke die Fahne des alten Glaubens zu erheben, nicht ganz mißbilligen. In dieser Hoffnung habe ich meinen Sohn nach wie vor in Eurem Hause gelassen. Jetzt aber, da die Neuerer im Begriffe stehen, gegen ihren katholischen Mitgedenossen das Schwert zu ziehen, müßt Ihr wohl die Überzeugung gewinnen, daß Zürich nicht so bald von seinem unglücklichen Wege umkehrt.“

„Diese Überzeugung habe ich gewonnen“, erwiderte Edlibach finster.

„So ist es an der Zeit, Eure Gesinnung offen auszusprechen: verlaßt Zürich, wenn Ihr es nicht zum alten Glauben zurückzuführen vermöget.“

Der Patrizier senkte vor dem offenen Blicke des Freundes verlegen sein Auge und stotterte, seine Hand aus der Rolins zurückziehend: „Ich bin jetzt . . . ich denke in der That nicht mehr so wie früher; mit einem Worte: ich habe meine Überzeugung geändert.“

Sprachlos starrte der Bannerherr den Züricher an; er mußte sich erst einen Augenblick sammeln, dann rief er:

„Wie? Also doch wahr, was mir Gerüchte bereits meldeten? Ich glaube es nicht! Ihr ein Zwinglianer? O sagt „nein“! Ihr verstummt? Schändlich, schändlich! So habt Ihr mich betrogen, so habt Ihr gar meinen Sohn, den Wolfgang, auch zur Neuerung verführt?“

„Mähigt Euch“, entgegnete Edlibach, mit Gewalt seine Bewegung nieder kämpfend, „das habe ich nicht getan.“

„O, ich will Euch nicht beleidigen“, rief Rolin; „verzeiht dem Schmerze eines Vaters! Ihr habt mir einst das Leben gerettet: wie gern würde ich jetzt dafür Eure Seele retten! Edlibach, gebt mir die Hand; ich weiß, Ihr seid nicht Zwinglianer; Ihr könntet es nicht sein aus Abergzeugung. Das Opfer, Euer liebes Zürich, das Haus Eurer Väter, Eure glänzende Stellung zu verlassen, wird Euch zu schwer. Bringt es dennoch um Eurer Seele willen! Fliehet von Zürich! Kommt zu uns nach Zug herüber. Mein Haus ist geräumig genug; es steht Euch offen. Und wenn Ihr alles verliert, Gott Dank, ich bin noch mit Gütern gesegnet; Hungers sterben wir nicht. Und dann werden wir unsern Plan verwirklichen; mein Wolfgang wird Eure Agnes heimführen — wir haben sie ja, als sie noch Kinder waren, so gut wie verlobt, und Gott wird sie und uns segnen. — Das Opfer ist Euch schwer — kommt, kommt, kniet mit mir zu den Füßen des Gekreuzigten nieder und betet mit mir um Kraft und Stärke.“

(Fortsetzung folgt)

Gebete und Opfer, die die Marianhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die Lebenden, eine für die Verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus“ wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neu geweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.

Gebetserhörungen

Korschach: Durch die Fürbitte der hl. Theresia v. K. I. und des hl. Joseph ist uns wunderbar geholfen worden in gar schwerem Anliegen.

Herbruggen: Innigen Dank den armen Seelen, dem hl. Antonius von Padua und der hl. Theresia v. K. I. für Bewahrung vor Unglück im Stall. Ein Almosen war versprochen.

Schüpfheim: Dank der lb. Maienkönigin für Erhörung in schwierigen Anliegen. Ein Heidenkind Joseph zu taufen war versprochen.

Wisp: Sende anbei Fr . . . zur Taufe eines Heidenkinds namens Martin. Als Dank dem hl. Antonius und der heiligen Theresia v. K. I. für Hilfe in einer wichtigen Kaufangelegenheit.

Herzlichen Dank für die gütige Sendung von Fr . . . als Missionsbeitrag. Der liebe Gott vergelte es Ihnen tausendfach mit zeitlichen und ewigen Gütern.

Öffentlichen Dank dem hl. Joseph hl. Antonius, den armen Seelen für die schon viel erlangte Hilfe in verschiedenen Anliegen und Nöten, und im Vertrauen auf weitere Hilfe.

Oberegg: Senden Ihnen Fr . . . zu Ehren des hl. Antonius für Antoniusbrot, die versprochen wurden bei Hilfe durch obigen Heiligen in einem Anliegen.

Gallneufkirchen: Missionsalmosen als Bitte um Frieden und Einigkeit in der Familie und unter Verwandten.

Weiz: Dank dem hlft. Herzen Jesu, der schmerzhaften Mutter Gottes, dem hl. Vater Joseph für erlangte Gesundheit.

Mehrnbach: Missionsalmosen als Dank zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria, des hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus für Erhörung in verschiedenen Anliegen, und Bitte um fernere Hilfe.

Hopfgarten: . . . Schilling Missionsalmosen als Dank und Bitte zu Ehren des hl. Joseph und hl. Antonius in Erhörung verschiedener Anliegen.

Alz, Stmf.: Öffentlicher Dank der lieben Mutter von Lourdes, der heiligen Theresia v. K. I., dem hl. Antonius, für Erhörung eines sehr dringenden Anliegens. Veröffentlichung und Almosen für die Mission waren versprochen.

Zeillern, b. Amstetten: Dank dem hl. Antonius für glücklichen Ausgang eines Unglücks im Viehstall.

St. Valentin: Missionsalmosen, als Dank zu Ehren des hl. Antonius für erhörte Anliegen in der Wirtschaft, und Bitte um fernere Hilfe.

Vornoapati, Ungarn: Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius für wieder erlangte Gesundheit.

Altach: Durch eine Novene zum hlft. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, und hl. Antonius, Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I. und ein Almosen für die Mariannhiller Mission ist uns in einer schweren Krankheit geholfen worden.

Ried, i. Innkreis: Dank dem heiligst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und armen Seelen für Erhörung in schweren Anliegen.

Ried, Tirol: Dank dem hlft. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen für Hilfe in schwerer Krankheit.

Wehelsdorf, b. Graz: Dank dem hlft. Herzen Jesu, dem hl. Joseph und hl. Antonius, für auffallende Hilfe im Viehstall, sowie auch innige Bitte diesen Heiligen um Hilfe in sehr schweren Familienangelegenheiten.

Johnsdorf, Stmf.: Innigen Dank dem hl. Joseph, hl. Leonhard, hl. Antonius v. Padua und den armen Seelen für Hilfe im Viehunglück.

Altach, Vorarlberg: Eine schwer frante Frau bittet um das Gebet um Wiedererlangung der Gesundheit.

Judenburg, Stmf.: Dank dem heiligst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, Judas Thaddäus, für Erhörung in verschiedenen schweren Anliegen.

Dornbirn: Dank dem heiligst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph und hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus für Erhörung in verschiedenen schweren Anliegen.

Ebersdorf: Innigsten Dank dem hlft. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, Judas Thaddäus, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. I. und den armen Seelen für Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung und Spende zum Liebeswerk war versprochen.

Dörnsteinbach: Dank den armen Seelen für Errettung aus schwerer Krankheit.

Salach: . . . Mark Almosen zum Dank für Erhaltung einer guten Lehrstelle. öffentlichung war versprochen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Aberinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Würzburg, Fleischer Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

fanische nichtkatholische Weltblätter ihre bisherige Gleichgültigkeit überwinden. „The Commonwealth“ vom 21. März 1928 teilt mit, daß das amerikanische „Komitee für die Rechte der religiösen Minderheiten“ demnächst wahrscheinlich seinen Aufgabenbereich auch auf die Rechte religiöser Mehrheiten ausdehnen wird, um so die vom Herausgeber der katholischen Wochenschrift angeregte unparteiische Untersuchung in Mexiko durchführen zu können. Dem Komitee gehören fast durchwegs führende Persönlichkeiten der Vereinigten Staaten an, so u. a. W. J. Taft, Mitglied des obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten, Herausgeber und Redakteure der „New York Times“, der bekannte Bankier Otto H. Kahn, Erzbischof Curley von Baltimore, sowie eine Reihe Führer der protestantischen und jüdischen Religionsgemeinschaften. Auch der protestantische Förderal-Kirchenrat der Vereinigten Staaten hat sich für eine solche Untersuchung ausgesprochen. Der Londoner „Daily Express“ hat einen Sonderkorrespondenten nach Mexiko entsandt, der auch mit den vertriebenen mexikanischen Bischöfen Fühlung genommen hat und sich bemüht, möglichst objektive Berichte zu bringen. In Deutschland hat jüngst sogar der Berliner „Reichsbote“, das Blatt des Vorkämpfers des Evangelischen Bundes, Döhring, die Ungerechtig-

keit der Verfolgung in Mexiko und deren ungeheure Grausamkeit zugegeben. Die „Daily News“ geben die Zahl der bisher in Mexiko getöteten katholischen Priester mit rund 200 an, die der vertriebenen Bischöfe mit 21, der vertriebenen Priester mit etwa 500. New-Yorker-Blätter, welchen die Berichte über das Terrorregiment des Calles zur Verfügung gestellt wurden, erhielten die Mitteilung, daß das amerikanische Staatsdepartement eine Veröffentlichung dieser Artikel nicht wünsche, weil sie „nicht im Interesse der mexikanisch-amerikanischen Beziehungen gelegen sei“. In einem Bericht des „Daily Telegraph“ in London, heißt es, „daß das Auswärtige Amt in Washington mit Mexiko dahin zusammenarbeitet, daß jede Veröffentlichung in der Presse, die die mexikanische Regierung kritisiert, bis nach der mexikanischen Präsidentenwahl im Jult zurückgehalten wird“. Auch „The Commonwealth“ vom 11. 4. 1928 ist der Ansicht, daß die plötzliche Beilegung aller Gegensätze zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten wegen der Skonzeptionen auf die Bereitwilligkeit der Vereinigten Staaten zurückgehen dürfte, Calles finanzielle Hilfe zu gewähren. Auch soll die Zurückhaltung Washingtons damit erkaufte sein, daß Mexiko den Vereinigten Staaten in Nicaragua freie Hand läßt. Abwarten!!

Briefauszüge

Bruckmühl: Herzlichen Dank dem hl. Joseph für seinen väterlichen Schutz.

Dresden: Beitrag zu einem Heidenkinder zu Ehren der hl. Theresia v. K. I. als Dank für wunderbare Erhörung, erhalten.

Staufen: . . . Mark Almosen zu Ehren des hl. Joseph als Dankagung für Erhörung.

St. Leon: . . . Mark zu Ehren des hl. Joseph als Dank für Erhörung in einem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Waldburn: Dank dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia v. K. I. für Hilfe in der schweren Krankheit eines Kindes.

. . . Mark Almosen zu Ehren des hl. Br. Konrad. Er hat geholfen und soll weiter helfen.

Pettenreuth: Innigsten Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Bernard und dem hl. Wendelinus für

Hilfe im Stall. Missionsalmosen Mk. . .

H. U. R.: Ihnen ein herzliches Vergelt's Gott für den Betrag von . . . Mk. für ein Heidenkind.

Oberleichtersbach: Dreimal wurde ich nach jeder der drei Nobenen zum hl. Joseph und Antonius wunderbar erhört in schweren Anliegen. Deshalb der Baustein zum Seminar.

Escherndorf: Innigsten Dank der schmerzhaften Mutter Gottes, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. I. für Hilfe in schwerer Krankheit.

München: Dem hl. Herzen Jesu und der K. hl. Theresia vielen Dank für die Erhörung in einem Anliegen.

Ungenannt: Dank dem heiligst. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der K. hl. Theresia für glückliche Operation und Befreiung von schwerem Magenleiden. Missionsalmosen Mark . . .

Waldstetten: Auf die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Antonius, der Mutter Gottes und der armen Seelen ist mir in schwerem Anliegen geholfen worden.

Bochem: . . . Mark zu Ehren der lb. Gottesmutter, des hl. Joseph, Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I. für Hilfe in besonderen Anliegen.

Weschede: Dank dem hl. Joseph und St. Antonius für Gebetsanhörung in schwerer Krankheit.

Herne: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und Br. Jordan Mai für Gebetsanhörung in einem Seelenanliegen.

Röln-Chrenfeld: Dank dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I. für glücklichen Ausgang eines Prozesses.

Lommersum: Innigen Dank dem Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und Judas Thaddäus für Wiedererlangung der Gesundheit.

Krefeld-Bochum: Dank der lb. Gottesmutter für schnelle Heilung einer Hautkrankheit.

N. N. Dank der immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Klemens Hofbauer, dem heiligen Gerhard, der hl. Theresia v. K. I. und Bruder Jordan Mai für mehrmalige Gebetsanhörung.

N. N. Sende ein Scherflein aus Dankbarkeit für Erhörung meiner Bitte in einer Berufsangelegenheit meiner Tochter.

Kervenheim: Dank dem Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph,

dem hl. Antonius, dem hl. Schutzengel und den armen Seelen für Hilfe im Stall.

Ungenannt: Herzlichsten Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus sowie den armen Seelen für auffallende Hilfe in schwerer Krankheit. Lasse aus Dankbarkeit ein Heidenkind loslaufen.

Nonfenroth: Nach Abhaltung einer neuntägigen Andacht zu Ehren der hl. Theresia v. K. I. hat mein Nefse sein Schulfemester glücklich überstanden; tausendfachen Dank. Veröffentlichung war versprochen, mit der Bitte um weitere Gebetsempfehlung in körperlichen und geistigen Anliegen.

Jägerndorf: Dank dem hl. Herzen, dem hl. Joseph und dem lb. Namenspatrone für Rettung aus großen seelischen und leiblichen Nöten.

Neudorf: Durch die Fürbitte des hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes allen Heiligen und der armen Seelen bin ich in schwerem Anliegen erhört worden.

Kleinzell: Dank der hl. Theresia v. K. I. für Hilfe in schwerem Krankheitsanliegen.

Oberpleichfeld: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph für Hilfe in schweren Anliegen.

Harthausen: Dank dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. I. für Erhörung in 3 schweren Anliegen.

Wasserlosen: Dank dem hl. Joseph und der Mutter Gottes für Erhörung in einem schweren Anliegen.

Gebetsempfehlungen

Oberndorf: Um Glück im Stall. Der schwer kranke Bruder eines Beförderers der Mission

Eine Abonnentin bittet um das Gebet zur Mutter Gottes und hl. Judas Thaddäus um Hilfe in schweren Anliegen, um Befreiung eines Kindes und Hilfe in Familienanliegen.

Kempton: Eine langjährige Abonnentin des Vergißmeinnicht bittet um das Gebet.

Um das Gebet für einen im Glauben tief gesunkenen.

Kappelwinden: Ein Abonnent bittet um das Gebet zum hl. Joseph, zur lieben Mutter Gottes, zur hl. Theresia v. K. I. und den armen Seelen um Hilfe in einem Leiden.

Wei . . . Eine Wohltäterin bittet um

das Gebet in einem besonderen Anliegen zum hl. Herzen Jesu und Maria, zur hl. Ottilia und zur hl. Rita. . . . Mark Antoniusbrot.

Beilngries: Um das Gebet für die armen Seelen, zur lb. Mutter Gottes und zur hl. Theresia v. K. I.

Callenberg: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet für Waisenkinder um die Gnade eines guten Berufes und Bewahrung der Anschuld.

Amorbach: Für ein armes Waisenkind, welches nach Amerika ist, um Schutz und Beistand.

Oberzenzheim: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet für einen schwerkranken jungen Mann.

Lugsburg: Eine besorgte Mutter bittet um das Gebet für ihren Sohn in

verschiedenen Anliegen zum hl. Joseph, zur lb. Gottes Mutter und zum hl. Schutzengel.

Nordrach: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet zur hl. Familie von Nazareth, zur hl. Theresia und zum hl. Antonius.

Wallenhausen: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet für ein schwer krankes Mädchen das schon 3 Jahre seelisch leidet zur unbefleckten Empfängnis, zur kl. hl. Theresia v. K. I., zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und Judas Thaddäus um Hilfe.

Regensburg: Bitte um das Gebet für gutes Studium eines Kriegerwaisen.

M. N. Kinderreiche Mutter bittet herzlich um das Gebet zur hl. Familie, hl. Antonius, hl. Theresia v. K. I., hl. Meinrad, 14 hl. Nothelfer und den armen Seelen um Hilfe in mehreren An-

liegen. Missionsalmojen folgt, später ein Heidenkind.

Theilheim: Ich möchte bitten um das Gebet in einem besonderen Anliegen. Bei Erhörung will ich die Gaben für drei Heidenkinder einsenden.

Krappitz: Eine Leserin bittet um das Gebet in besonderen Anliegen zum hl. Joseph, zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter und zum hl. Antonius. Veröffentlichung und Almojen wird nach Erhörung gelobt.

München: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter, dem göttlichen Herzen Jesu, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. I. um Hilfe in ihrem schweren Leiden, bestehend aus Bauchfelltuberkulose mit der ich schon 11 Jahre behaftet bin und vor 5 Wochen die 5. Operation mitgemacht habe. Als Dank sende Missionsalmojen.

Memento


Altenbochum: Hochw. Herrn Pfarrer Vogel, lebenslänglicher Gönner unserer Mission.

Bruckmühl: Johann Seidl, langjähr. Abonent.

Münster (Westf.) Frau Johanna Schröder, Lohne: Frau Agnes Beller. Oberhausen: Anna Francois. Holzheim: Frau Wwe. Heinrich Ehrmann. Edder: Frä. Antonie Skelitz. Merl: Hochw. Herrn Pfr. Fürst. Witherath: Louise Dffermann. Mehrhoog: Clemens Leie, Theodor Leie. Grefrath: Hubert Lintermann, Frau Maria Porisch. Baselscheid: Maria Bach. Schatanau: Jos. Kiowski. Bisкупitz: August Ernst. Breslau: Emil Nuchten. Schodnia: Clemens Jonczyk. Antonia: Johanna Panik. Hennemersdorf: Emilie Kerlein. Rauenzell: Lina Eder. Bergheim: Fr. Göbel. Würzburg: Margareta Rückel, Frau Geheimrat Maria Anna Frisch. Mindelstetten: Joseph Hunner. Komorn: General a. D. Rudolf v. Uhereck. Andreasberg: Hermine Stifter. Neustadt: Frau Albertina Eiche. Kirchhasel: Thelma Diez, Theresia Vogt. Neustadt: Albertine Fischer. Steinbach: Elisabeth Weber. Kirchdorf: Anna Schrott. Fürstfeldbruck: Maria Kellnberger. Raubling: Maria Wagner. Grub: Franz Brudecker. Feldkirchen: Franziska Groß. Hielgersdorf: Maria Maaz. Osterbuchberg: Andreas Schröder. Mergentheim: Michael Herz. Königsdorf: Alois und Anna

Boschenrieder, Anastasia Kummelsberger, Helena Bromberger. Herbach: Kath. Gerl. Au: Johannes Mezner, Bürgerm. Oberroth: Kreszenz Pistel. Betschau: J. Stump. Bonndorf: Maria Manner. Frau Ww. Vogel. Weidental: J. Roos. Ebing: Ambrosius Gunzelmann. Unterbierwang: Susanna Eder. Nürnberg: Frau Kaufmann Pfaff. Marbach: Maria Susanna Diez. Laupheim: Vinzenz Nühle. Glonn: Johanna Grasberger. Eschbach: Magdalena Weiß. Heilberg: Veronika Heil. Daim: Bonifatius Mangstl. Todterwied: Maria Sriebenbacher. Birndorf: Joseph Hüfle. Pflaumendorf: Maria Schöttl. Wasserburg a. I.: Rosina Seiz. Untertraubendach: Johann Haberl Porau. Rosina Rißlinger, Elisabeth Obermeier, Maria Neudecker. Bamberg: Burkard Dellermann.

Köln-Chrenfeld: Dora Seidel. Südlohn: Theodor Schrote. Heppendorf: Fr. Wwe. Kruk. Dortmund: Frau Rüsing. Graft: Lambert Freden. Högldorf: Anna Ufen. Harthausen: Marg. Denninger. Lengenfeld Maria Hämmerle. Mühlhausen: Paul Stegmair. Weissenau: Kath. Hezel. Au: Notburga Kohlshmid. Wilsheim: Kaspar Schmid. Oberleichtersbach: Hauptlehrer Art. Wernez; Ther. Muth. Pferdsfeld: Eva Pabst. Großenjees: J. Grillmeier. Benningen: Hildegard Wiedemann. Hofstetten: Barbara Bögele. Grimingen: Joseph Bertsch. Egenhausen: Kaspar Fick. Kaufbeuren: Toni Bschorr. Sonnenwisch: Josepha Lechner.

 Ein Buch für Lehrer und Lehrerinnen!

Beiträge
zum Salesianischen Erziehungssystem
des ehrwürdigen Don Johannes Bosco

Von D. W. Mut

120 Seiten mit einem Titelbild; Preis kart. RM. 1.50

Der Erziehungsweise des ehrwürdigen Don Bosco, nämlich dem sogenannten „Präventivsystem“, das so glänzende Erfolge in all seinen Häusern in allen Ländern erzielt, ist in deutscher Sprache leider noch kein eigenes Schriftchen gewidmet worden. Das Vorliegende ist das erste. Die deutsche Ausgabe gibt die gut gewählten Abhandlungen in klarer und leicht verständlicher Sprache wieder. Erziehern, Lehrern und Lehrerinnen wird die Lektüre nicht nur ein Genuß sein, sondern eine Fundgrube herrlichster Schätze, die sie mit Freuden zu eigenem Nutzen und zum Wohle der ihr anvertrauten Jugend gerne heben werden. Wenn auch in erster Linie für Berufserzieher geschrieben, so will das Buch auch den Eltern dienen, weshalb weiteste Verbreitung sehr zu empfehlen ist. Die vornehme Ausstattung mehr noch der wertvolle Inhalt bestimmen es zu einem wichtigen Bestandteil der Bibliothek eines jeden Erziehers.

Die hl. Theresia vom Kinde Jesu
Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut

ca 350 Seiten, mit einem Titelbild

Preis geheftet RM. 3.80, geb. RM. 4.80

P. Bleienstein S. J. schreibt über dieses Buch, daß es das Beste sei, was bis heute in der Fülle der Theresienliteratur über die heilige Theresia vom Kinde Jesu und vom heiligsten Anklage geschrieben wurde.

Wittig-Alten — Gibt's auch heute noch
Teufel? — Konnersreuth

Von W. Wanger

ca 96 Seiten, Preis brosch. 95 Pfennig

Zu den heftigen Angriffen, welche aus verschiedenen Lagern auf unser Büchlein „Gibt's auch heute noch Teufel“ (St. Josephs-Berlag Reimlingen 96 Seiten Preis 50 Pfg.) geäußert wurden nimmt W. Wanger, sachliche Stellung. Zugleich weist es die geheimen Fäden und Verbindungen auf, welche diese Gegner mit Wittig-Freunden und Konnersreuth-Feinden verbinden.

Zu beziehen vom

St. Josephs-Berlag, Reimlingen, (Bayern)